ILLUSTRIERTE

3. Oktoberheft 1958 30

Foto Friedemann

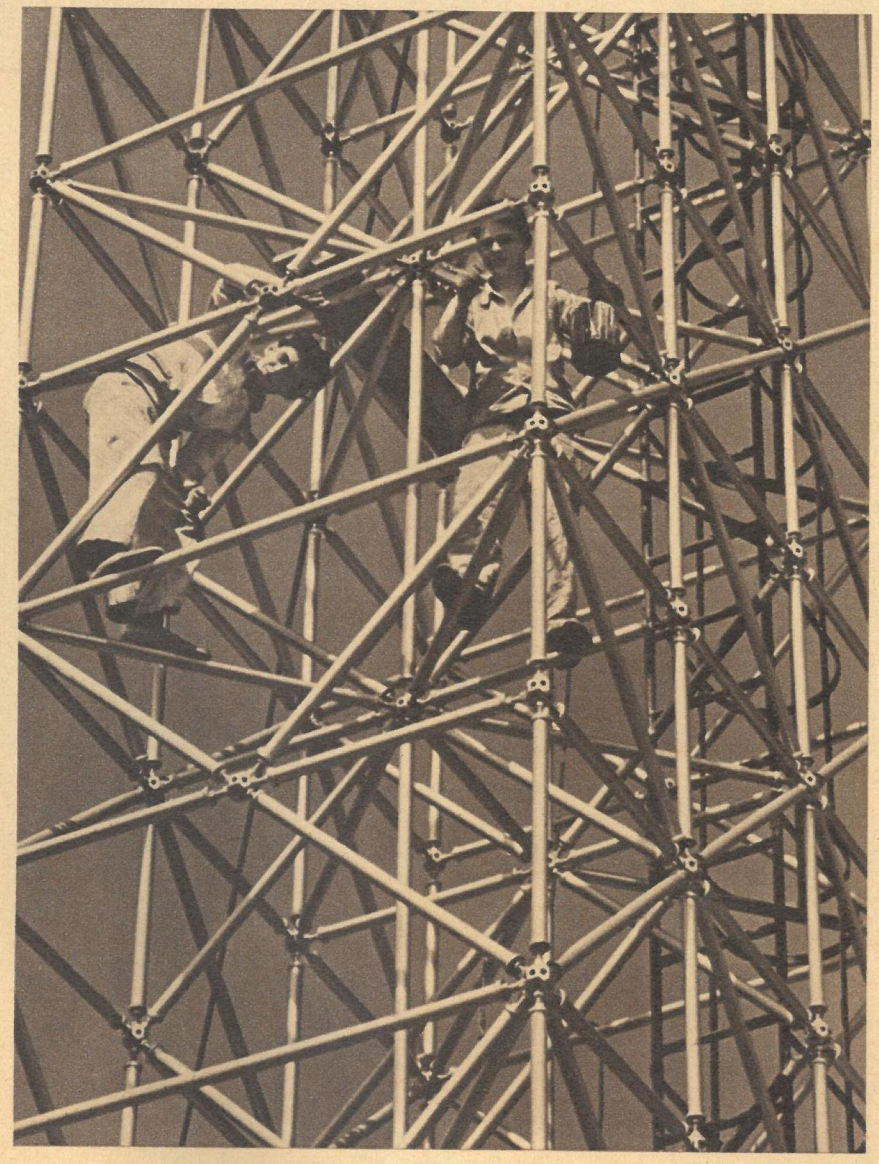
Zwischen Wilnjus und Riga

Begegnungen und Gespräche
in den baltischen Republiken auf den Seiten 10/11

DAS SCHÖNE FOTO

Hafenperspektive um den Bug gepeilt
Foto Helga Schaller, Berlin

DAS INTERESSANTE FOTO



Im Rohrdickicht
Foto Richard Peter jr., Dresden

Man sollte mal DARÜBER SPRECHEN

Zertreten oder vertreten?

Als ich das erste Mal zur Wahl ging, schrieb man das Jahr 1926. Für mich war es zwar leicht, sich für einen der — glaube ich — damals 16 Stimmzettel zu entscheiden, den ich in die Urne warf. Ja, damals waren es „nur 16", einige Jahre später waren es nicht weniger als 30 oder gar 32 Kreise auf dem einen Stimmzettel, unter denen ich die Wahl hatte. Wie gesagt, mir war es leicht, denn ich hatte mich schon früh für die Sache der Arbeiterklasse entschieden und für die Partei der Arbeiterklasse, die am klarsten die Sache des Sozialismus vertrat: die Kommunistische Partei, und ihr gehörte meine Stimme. Aber dem nicht sehr bewanderten Wähler fiel es recht schwer, zu wählen. Die Parteien standen — viele nur zum Schein — gegeneinander im Kampf. Alle bürgerlichen Parteien rauften sich aber sehr ernsthaft um die Posten. Diejenigen, die die Macht hatten, sie zu vergeben, hetzten sie je nach ihren Interessen gegeneinander oder bildeten mit ihrer Hilfe Koalitionen. Die einzelnen Kandidaten auf den Parteilisten waren ohne jeden Einfluß des Wählers von kleinen Klüngeln ausgewählt. Und jedem Wähler wurde die fertige Liste präsentiert.

Die „Weimarer Republik" ist vorüber, das Hitlerregime ist schmachvoll versunken, die Deutsche Demokratische Republik hat ihre Schlußfolgerung gezogen und sichert durch ein reformiertes Wahlgesetz den Wähler davor, unwürdige oder sich als unfähig erweisende Abgeordnete dulden zu müssen. Die Absetzbarkeit jedes einzelnen Abgeordneten durch die jeweiligen Wähler des Wahlbezirkes ist gesichert. Männer und Frauen verschiedener Richtungen werden auf einer gemeinsamen Liste der Nationalen Front zur Wahl gestellt, und die Wähler entscheiden noch vor der Wahl faktisch darüber, ob jeder einzelne der aufgestellten Abgeordneten würdig ist, gewählt zu werden. Von vornherein ist klar, daß demokratische Wahlen der Sicherung der Herrschaft des Volkes zu dienen haben. Die Kandidaten müssen ihrer Vergangenheit und ihrer gegenwärtigen Tätigkeit nach Gewähr dafür bieten, daß sie bereit und fähig sind, alle den Staatsbürgern gemeinsamen Fragen unter Berücksichtigung der verschiedenen Gesichtspunkte zu lösen, also die Wähler wirklich zu vertreten.

Im anderen Teil unserer Heimat finden und fanden in diesen Wochen ebenfalls Wahlen statt. Die Bundesrepublik nennt sie sogar „freie Wahlen" und leistet sich die Komödie, Partei gegen Partei vor den Wählern kämpfen zu lassen wie in einer Arena, während im Hintergrund die Herren der Monopole die Drähte ziehen. Man rauft sich um die Posten, man sichert sich für die Auftraggeber politische Macht. Engstirnigste Partei- oder vielmehr Geldsackinteressen diktieren trotzdem alles. Aber im Unterschied zur Weimarer Republik, als ebenfalls Parteienkämpfe an der Tagesordnung waren, aber man sich auch klar entscheiden konnte für die gute Sache, werden jetzt unabhängige Kandidaten, die bereit sind, die Sache ihrer Wähler ehrlich zu vertreten, ausgeschaltet, verhaftet, behindert, wie zum Beispiel der frühere Bürgermeister Essens, Heinz Renner, oder der alte Arbeitervertreter Schabrod. Das offene Kandidieren der Kommunistischen Partei ist von vornherein verboten. Dafür aber werden auf den verschiedensten Parteilisten Menschen präsentiert, deren Kandidatur von kleinsten Cliquen bestimmt wird. Nur ihren „Bossen", ihren „Chefs" haben sie Rede und Antwort zu stehen und deren Befehle zu erfüllen.

Die bayrische CSU (der blauweiße Teil der westdeutschen CDU) wagte es, ihren Wählern, ohne sie vorher befragt zu haben, einen ehemaligen SS-Wachmann aus dem Schreckenslager Mauthausen zu präsentieren, der auf ihrer Liste an sicherer Stelle gewählt worden wäre, wenn nicht eine breite Protestbewegung das geplante Manöver verhindert hätte.

Selbst der westdeutsche „Spiegel" sah sich gezwungen, in der Nr. 35 festzustellen:

> „Dieser Mann, den die CSU unbedingt im Spätherbst im Bayrischen Landtag wiedersehen will, heißt Peter Prücklmayer, ist 49 Jahre alt und entstammt der niederbayrischen Hallertau, einem Landstrich zwischen München und Regensburg, der weithin durch den dort gepflegten Hopfenanbau bekannt ist. Außer der Hallertau, in der er den größten Teil seines beschaulichen Lebens verbrachte, kennt Prücklmayer auch das einstige Konzentrationslager Mauthausen gut: aus seinem Wirken als KZ-Bewacher."

Was das heißt, wird ebenfalls gesagt: Häftlinge mit Stiefeln treten, im Schmutz verkommen lassen und schließlich — nach der Feststellung des englischen Historikers Gerald Reitlingen, ebenfalls zitiert nach dem „Spiegel" — „im mörderischsten aller Konzentrationslager" Häftlinge erschießen.

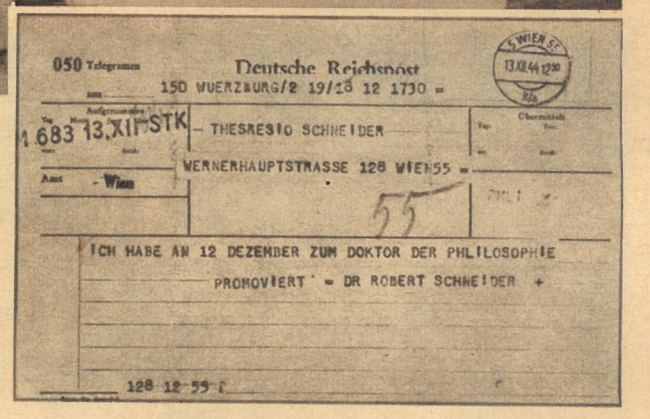
Prücklmayer wurde nach Aufdeckung seiner furchtbaren Vergangenheit noch vom CSU-Landesgeschäftsführer verteidigt. Ein Einzelfall? Keineswegs! Der Spitzenkandidat des BHE (Bund der sogenannten Heimatvertriebenen und Entrechteten) in Schleswig-Holstein war Herr Reinefarth, Bürgermeister des mondänen Badeortes Sylt. Er wurde in dem in der ganzen Welt bekannten Dokumentarfilm „Urlaub auf Sylt" von Annelie und Andrew Thorndyke als der Mord-Major von Warschau entlarvt, der Zehntausende jüdische Einwohner Warschaus auf dem Gewissen hat. Er wurde „gewählt". Auch ein Einzelfall? Was ist mit dem ehemaligen Kommandeur der „Leibstandarte Adolf Hitler", Theodor Wisch, Kandidat der „Deutschen Reichspartei", ebenfalls in Schleswig-Holstein? Und was ist mit dem Kandidaten der „Freien Demokratischen Partei" (FDP) Matthießen, einem „Reichshauptamtsleiter" Hitlers?

Im Westen Deutschlands dürfen die kandidieren, die ihren Auftraggebern die Gewähr bieten, daß sie die Interessen der Wähler zertreten! Wir aber wissen: Am 16. November 1958, vierzig Jahre nach der deutschen Novemberrevolution, beweisen wir, daß wir unsere Lehren gezogen haben. Wir wählen die vorher sorgfältig ausgewählten Männer und Frauen der Liste der Nationalen Front des demokratischen Deutschland, Menschen, die ehrlichen Sinnes unsere Belange vertreten.

Bruno Goldhammer

DAS REDAKTIONSKOLLEGIUM
Rudolf Röhrer (Chefredakteur), Kurt Stephan (stellvertretender Chefredakteur)
Lena Smolny, Bruno Goldhammer, Günther Zumpe (Verlagsleiter)
Redaktion und Verlag „Zeit im Bild", Dresden A 19, Bergmannstraße 46 · Ruf 34115 · Bankkonto: Deutsche Notenbank, Dresden 9/1862 · Lizenz-Nr. 709 des Presseamtes beim Ministerpräsidenten der DDR
Druck: (III/9/1) Sächsische Zeitung, Grafischer Großbetrieb, Dresden N 23 · Anzeigenverwaltung DEWAG-WERBUNG, Dresden N 6, Dammweg 6 · Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 1953 · „Zeit im Bild" erscheint alle 10 Tage, Preis 30 Pf, Abonnementspreis monatlich 90 Pf
△ 381

Mit dem Segen höchster Stellen des Bonner Kriegsministeriums versehen, konnte Robert Schneider als Chefpsychologe der Bundeswehr schalten und walten wie er wollte. Nach einem von ihm verfaßten „Leitfaden für Prüfungsoffiziere", einem 65 Seiten starken psychologischen Heftchen, nahmen 700 Prüfungsoffiziere die Einstellung von etwa 80 000 Soldaten aller Dienstgrade vor. Außerdem betrog er seine „Auftraggeber" auch auf andere Weise nach allen Regeln der Kunst mit Spesen- und Reisekostenabrechnungen, mit Trennungs- und Haushaltsentschädigungen usw. Als Schneider, geborener Österreicher, in seinem letzten Wohnort, Goslar, die deutsche Staatsbürgerschaft beantragte, kam der ganze Schwindel ans Tageslicht. Ein aufmerksamer Standesbeamter erkannte in dem uniformierten Antragsteller einen Mann, der sich unter anderem als Kameravertreter (oben), als Hausierer mit Schuhen, als Psychiater und als Inhaber eines Kindergartens betätigt hatte und trotzdem mehrere „Doktortitel" besitzen wollte: „Der will am 1. April 1945 promoviert haben? Das war doch der Ostersonntag!" Der Stein kam ins Rollen! (Rechts ein Telegramm, in dem er eine weitere Promotion bekanntgab)



050 Telegramm — Deutsche Reichspost — 150 WUERZBURG/2 19/12 12 1730 =

1.683 13.XII-STK — THERESIO SCHNEIDER — WERNERHAUPTSTRASSE 128 WIEN55 =

Amt - Wien

55

ICH HABE AN 12 DEZEMBER ZUM DOKTOR DER PHILOSOPHIE PROMOVIERT = DR ROBERT SCHNEIDER +

128 12 55 f

Bonns Seelen-Spitzel

Man kann ja nicht gerade behaupten, Westdeutschland sei an Skandalen arm. Was sich aber der „Chefpsychologe der Bundeswehr", Schneider, erlaubte, würde selbst den mit allen Wassern gewaschenen Hauptmann von Köpenick noch vor Neid erblassen lassen. Bonn hatte eine Affäre, gegen die die damalige Köpenickiade nur eine kleine Bagatelle war: Dr. Dr. Robert Schneider, Chefpsychologe und Stabsarzt der Bundeswehr (rechts), entpuppte sich als Zuchthäusler, Betrüger und ausgekochtester Hochstapler der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Wie es dazu kam, dieses Element in der Westzonenarmee mit leitender Aufgabe zu betrauen, ist für uns gar nicht verwunderlich. Denn in diesem „Staat", wo Korruption, Hochstapelei, Erpressung, Verbrechen und andere Delikte wie Unkraut wuchern und wo tagtäglich Giftpfeile in der Hexenküche der psychologischen Kriegführung geschmiedet werden, braucht nur einer mit faschistischen „Heldentaten" aus dem letzten Kriege zu prahlen und mit Naziorden zu klimpern, schon ist er der Mann eines Lemmer oder Strauß und gut genug, mitzuhelfen, die aufgestapelten Giftpfeile gegen die DDR zu verschießen. Blamagen wie in Sachen Schneider sind deshalb im Bonner Sumpf unvermeidlich.

Überall hatte Schneider seine Hände im Spiel: in einem Heim sittlich gefährdeter Mädchen, in einer Klinik schwererziehbarer Kinder, bei Corpsbrüdern, die er nach blutigen Schlachten verband (oben). Er war ja mehrfacher „Doktor"! Als der Schwindel bei der Bundeswehr platzte stellte sich auch heraus, daß die Doktorurkunden gefälscht waren, daß er niemals Medizin studiert hat und daß er die Schule vor dem Abitur mit einem Abgangszeugnis, in dem fünf „Fünfen" standen, verlassen hat. Weiterhin kam heraus, daß Bonns „Seelenspitzel" in Österreich bereits 15 Monate schweren Kerker wegen Betrugs in genau 183 Fällen hinter sich hatte. Auf all das waren die westzonalen Wehrexperten hereingefallen. Aber was tut's, wo doch ganz offiziell viel gefährlichere Verbrecher — nämlich Massenmörder wie Speidel, Reinefarth usw. — in der sogenannten Bundesrepublik in Amt und Würden sitzen? Fotos Archiv

Man müßte noch mal 15 sein!

Mit „Zeit im Bild" und Schülern der Kinder- und Jugendsportschule beim polytechnischen Unterricht

„Wenn ich noch einmal jung wäre..." Wie oft hört man es von älteren Menschen, wenn sie auf ihren Lebensweg zurückblicken. Mit zwölf Jahren — und manchmal schon früher — mußten sie ihren Teil zum Familienunterhalt beitragen. Zeitungen- und Brötchenaustragen waren noch die einfachsten Dinge der Kinderarbeit, denn die Eltern waren auch auf den geringsten Zuschuß angewiesen. Frohe Kinderjahre? Berufswünsche? Für viele Hunderttausende erübrigte sich darüber jede Erörterung; der Geldbeutel des Vaters ließ es einfach nicht zu. Und dann kamen die Lehrjahre in einem Beruf, von dem einem die Vorstellungen fehlten, wo nicht selten die „Meisterin" am Anfang die „Ausbildung" übernahm. Die Zeit ist nicht stehengeblieben, und heute sieht man junge Menschen mit frohen Gesichtern in unseren volkseigenen Betrieben und in der Landwirtschaft. „Zeit im Bild" ließ Oberschüler, Arbeiter und Eltern Fragen des Arbeitstages in der Produktion und des polytechnischen Unterrichts beantworten

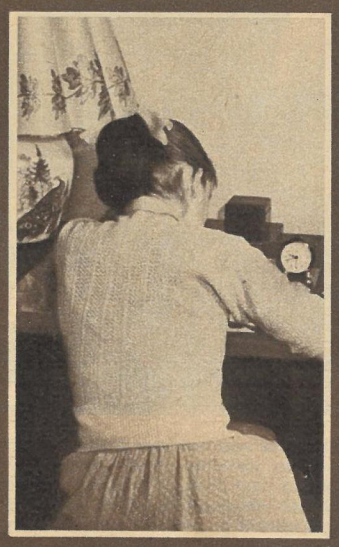
1. Selbständiges Arbeiten! Veronika und Evelin (mit Zopf) können nach Anleitung selbständig arbeiten. Ihnen ist kein „Soll" vorgeschrieben, wie böse Zungen behaupten, aber fragen sollen sie, wofür die Teile sind, an denen sie mithelfen, und welche Funktion sie später ausüben. Also keine mechanischen Handgriffe, sondern die Zusammenhänge erfassen. Oder, anders gesagt, eine lebendige Unterrichtsstunde in Physik. Ob wir auch einmal an solch modernen Maschinen arbeiten werden? fragte der Schüler Michael Lange (rechts). Die Antwort des Drehers Micklisch ist klar: „Dazu bedarf es nicht Lehrstunden, sondern Lehrjahre!"

2. Theorie und Praxis! Sorgfältig überwacht der Bereichsleiter der mechanischen Abteilung, Paul Vetter, die Einhaltung der Arbeitsschutzbestimmungen. „Die Gesundheit der uns anvertrauten Schüler geht uns über alles. Für mich und meine Kollegen sind das nicht zusätzliche Arbeitskräfte, sondern junge Menschen, denen wir helfen wollen, ihr Wissen zu erweitern." Dieses Bestreben hat auch Kurt Stöcker (rechts), der Evelin und Dietrun in die „Geheimnisse" der Meßwerkzeuge einweiht. Für Evelin (rechts im Bild) waren die Ausführungen von besonderer Bedeutung, da sie in der Zwischenzeit ihr „Herz" für einen technischen Beruf entdeckt hat. Jetzt hat sie Gelegenheit, sich zu prüfen, ob ihre Neigung beständig ist

3. Das Lehrprogramm! Von der Tätigkeit der Schüler in den Betrieben sollte man sich überzeugen, ehe man Einflüsterungen und Verleumdungen sein Ohr schenkt. So, wie die Lehrlinge ihr Ausbildungsprogramm haben, wurde für die Schüler ein Lehrplan aufgestellt. Er umfaßt im VEB Schokopack Dresden zum Beispiel Feilen, Hämmern, Bohren, Sägen und Messen. Für gesundheitsschädigende und körperlich schwere Arbeit ist in diesem Programm kein Platz. Selbstverständlich wird angestrebt, dort, wo es möglich ist, nützliche Arbeit verrichten zu lassen. Der polytechnische Unterricht dient ja nicht dem Selbstzweck, sondern soll überlegende Menschen erziehen. Das Vorbild des Arbeiters kann darüber hinaus dem Schüler neben fachlichen auch menschliche Werte vermitteln. Und wird den Kindern nicht das Selbstvertrauen gestärkt, wenn sie sehen, daß ihre gefertigten Teile Verwendung finden? Eleonore Sowa jedenfalls war so bei der Sache, daß sie erst darauf hingewiesen werden mußte, daß der Unterrichtstag in der Produktion für diesmal beendet war

4. Der Gedankenaustausch! Fünfundzwanzig Jahre ist der Fräser Richard Remus im Betrieb. Ob sein ehemaliger Unternehmer so eine „Fuffzehn" bei seinen Lehrlingen oder Gesellen wohl geduldet hätte? Sehr zweifelhaft! Karin und Peter brauchen sich darüber keine Sorgen zu machen. Ungezwungen können sie sich über ihre neuen Eindrücke austauschen und eine Ruhepause gönnen. Auf unsere Frage, was Peter von dieser praktischen Unterrichtsstunde halte, antwortete er mit einem gewinnenden Lachen. „Ich interessiere mich eigentlich viel mehr für alte Geschichte. Trotzdem kann es mir nicht schaden, wenn ich mir einmal die Hände schmutzig mache. Dafür gibt es Seife. Viel größer ist der Nutzen, den ich mit nach Hause nehmen kann." Auch Karin, die zukünftige Medizinerin, bucht die vorherige polytechnische Ausbildung als einen Gewinn. Die Tätigkeit unserer Schüler in der Produktion — übrigens nur einige Stunden in der Woche und nicht, wie im kapitalistischen Staat, jeden Tag mehrere Stunden schwerer körperlicher Anstrengung — ist also zum Nutzen für ihr späteres Leben

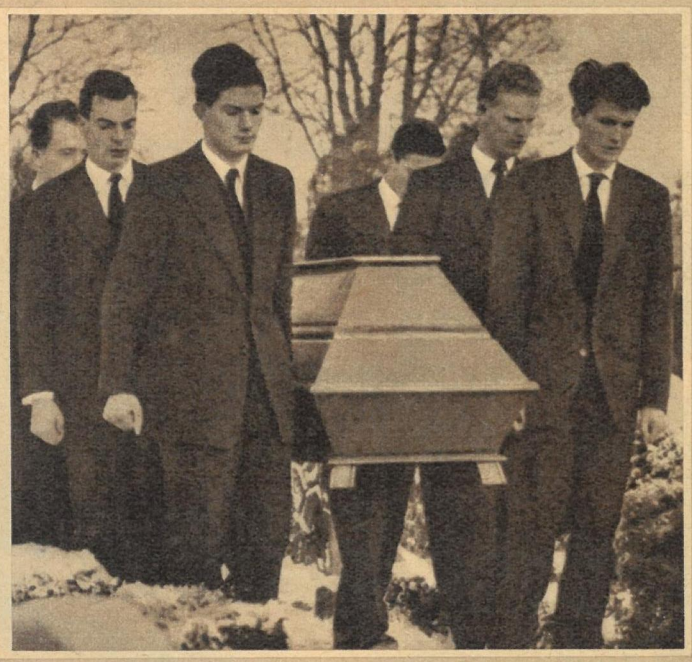
5. Mehr Lernen ist kein Fehler!



Familie Walter ist sich einig: „Unserem Kind kann der Unterrichtstag in der Produktion nur dienlich sein. Die Ansprüche, die das Leben im Zeitalter der fortgeschrittenen Technik stellt, lassen sich nicht von heute auf morgen erfüllen. Wir können aber dazu beitragen, daß es schneller geht, wenn wir unseren Kindern eine allseitige Ausbildung ermöglichen. Vielleicht läßt sich dieses oder jenes organisatorisch noch verbessern — wir stehen ja erst am Anfang, und unsere Erfahrungen sind nicht allzu groß —, doch wenn nach 20 Uhr noch Schulaufgaben erledigt werden müssen, dann ist daran bestimmt nicht der polytechnische Unterricht schuld."

Text Wolfgang Oberländer / Fotos Richard Peter jr.

Ist die Jugend daran



Im Saal 61 des Flensburger Landgerichtes wird gegen den sechzehnjährigen Gymnasiasten Sönke Kern (Bild links) verhandelt. Die Anklage lautet auf Mord. Kern hat in der Silvesternacht seinen zwei Jahre älteren Mitschüler Armin Berg erschossen (Bild rechts: die Beisetzung des Ermordeten). Das Motiv der Bluttat war Eifersucht. Niemand im Gerichtssaal wundert sich, wieso ein Sechzehnjähriger eine Pistole besaß. Kern nannte sogar ein ganzes Waffenarsenal sein eigen. Er sammelte Pistolen, wie andere Jungen seines Alters Briefmarken oder Autogramme sammeln. Als Sohn eines Regierungsrates des westdeutschen Beamtenapparates darf er sich ein „Pistolenmuseum" anlegen, und kaum jemand findet das ungewöhnlich. Nicht einmal die Richter, die einen sechzehnjährigen Mörder bestrafen sollen und selbst wissen, daß auch das keine Sensation in einem Staat ist, der in einem Jahre 227 000 jugendliche Verbrecher registriert und — züchtet!

Schuld ist nicht die Jugend; schuld ist das Bonner System, das tatenlos billigt, daß tagein, tagaus ein wahrer Wolkenbruch verderblicher „Literatur" die jungen Menschen zum Kaufen, Lesen und — Nachahmen lockt. 100 Millionen Comics in einem Jahr! Und dazu noch die Lektüre der Tageszeitungen, deren Bosse genau wissen, wie Geld nicht zu verdienen, sondern zu machen ist. Hier die Schlagzeilenauswahl einer einzigen Woche: „Tödliches Gift im Kaffee" — „Bankräuber bat um Brot" — „Ist er der Nürnberger Mörder?" — „Schwere Bluttat in Weilimdorf" — „Wannseeräuber schon gefaßt" — „Mord im Krankenhaus" — „Einbrecher schlugen zu" — „Das große Schaudern im Gerichtssaal". So will das System die Jugend für einen neuen, noch grausameren Krieg abhärten. So läßt dieses System Jugendliche zu Mördern werden

Wenn die Neonlichter in den Straßen irgendeiner westdeutschen Stadt aufflammen, dann kommt ihre Stunde. Vor den Türen der Spielbuden und Tanzkneipen sammeln sich die „Herden" der Siebzehnjährigen; auf den Rummelplätzen machen sie sich halbstark und ganz stark, verrenken ihre Glieder nach den aufpeitschenden Rhythmen amerikanischer Schlager. Fragt man die jungen Burschen, warum sie sich so gebärden, bekommt man sicher ein Achselzucken zur Antwort. Vielleicht begründet's einer mit Langeweile oder ein anderer mit Unfrieden im Elternhaus. Aber das ist es nicht. Bei einer Umfrage eines westdeutschen Meinungsforschungsinstituts machten 74 Prozent aller befragten Jugendlichen das bittere Eingeständnis, daß sie Angst vor dem Leben hätten. Und genau das ist es, was sie in den Amüsiertaumel treibt und — letzten Endes — in die Fänge der Werbeoffiziere von NATO-Heer und Fremdenlegion. Angst vorm Leben, das ihnen unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnissen nichts zu bieten hat. Nicht mal einen kümmerlichen Funken Hoffnung . . .

schuld?

Westzonale Gazetten versuchten, über den Begriff Volksnotstand zu witzeln, nachdem der Ausschuß für Deutsche Einheit in einem Alarmruf an die Weltöffentlichkeit auf diese Gefahr in Westdeutschland hingewiesen hatte. Witze aber schaffen die Wahrheit nicht aus der Welt. Und wahr ist, daß zwischen Flensburg und Konstanz täglich 4618 Verbrechen geschehen, das sind drei in jeder Minute. Wahr ist, daß von den 1 685 698 Verbrechen des Jahres 1957 nahezu ein Drittel unaufgeklärt blieb, die Täter also weiterhin westdeutsche Bürger bedrohen können. Wahrheit ist es schließlich auch, daß Kinder und Jugendliche mehr und mehr auf die Bahn des Verbrechens getrieben werden. 1957 machten sich über 39 000 Kinder bis zu vierzehn Jahren und 227 000 Jugendliche strafbar. Diese Zahl wird 1958 noch anwachsen. Das ist die Sprache des Volksnotstandes!

Dieses Bild kommt nicht aus dem Archivkasten mit der Aufschrift: „1907". Es ist 1958 im düsteren Keller eines Frankfurter Hauses aufgenommen worden. Studenten einer schlagenden Verbindung trainieren hier. Dürfen trainieren, weil vom Staat mit Vorbedacht die Auffassung genährt wird, ein „Schmiß" auf der Backe sei das Abzeichen der bevorzugten Gesellschaftsklasse. Noch fließt kein Blut über die Stirn, weil Helme und Drahtmasken die Trainierenden schützen. Aber später beweist der Student seinen männlich-deutschen Mut, indem er die ungeschützte Backe hinhält. Kein Gesetz verbietet diese in keinem anderen Land üblichen scharfen Mensuren. Wozu auch? Groß-Bonn braucht Soldaten nötiger als Doktoren. Abgehärtete Soldaten, Männer, die nicht nur die Backe für einen Renommierschmiß hinhalten, sondern auch ihren Kopf für den Heldentod!

Man tue Rock'n'Roll-König Elvis Presley (siehe Foto) samt seinem heiseren Geröhre nicht mit einer Handbewegung ab. Der Einfluß, den seine „Musik", den die von ihm „besungenen" und zu Millionen Exemplaren nach Westdeutschland exportierten Schallplatten auf die Jugendlichen ausüben, ist stark. Man braucht kaum näher zu erläutern, was es für ein Einfluß ist, welche Instinkte in den jungen Menschen geweckt werden: Instinkte, die nicht selten zum Verbrechen führen. Aber verbrecherisch handelt auch hier wieder das Bonner System, das zufrieden ist, wenn Presley, Peter Kraus und wie die Bühnenclowns alle heißen, die staatlich sanktionierte Vergiftung der Jugend unterstützen. — So ernst liegen die Dinge, und so eng hängen Elvis Presley und die „große Politik" zusammen. Das sollten sich auch manche junge Menschen, die in der DDR leben, recht gründlich durch den Kopf gehen lassen. Um so leichter wird es ihnen fallen, am 16. November für den Frieden, also auch für ihre Zukunft zu wählen

Fotos: Kindt (3), ZB-Archiv / Text: Rudi Röhrer

Nicht an der Ostseeküste, sondern eingebettet zwischen den bewaldeten Höhen des Thüringer Waldes liegt Mengersgereuth-Hämmern, das Zentrum der Schiffschnitzerei in Deutschland. Einer der ältesten dieser Branche, Alwin Gössinger (rechts), ist gerade dabei, etwas Neues auszuknobeln. Ein durch Federwerk angetriebenes Schiffchen soll, nachdem der Mechanismus abgelaufen ist, in den „Hafen" zurückkehren

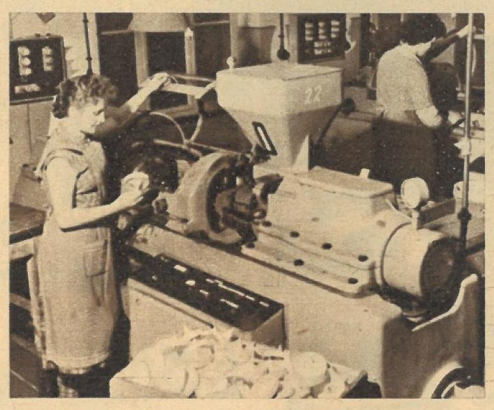
Kleine Werft im Wald

Der Großvater der Gössingerbrüder Alwin und Oskar (im Bild mit seinem Sohn Franz) zog noch als Köhler in die Wälder. Als die Zeit der Pechsieder und Köhler zu Ende ging, kamen die Wäldler zur Schnitzerei. Erst waren es Löffel, Teller, Schüsseln, bis dann einer auf den Gedanken kam, Schiffe zu schnitzen. Darin brachten es die Menschen in Mengersgereuth-Hämmern im Laufe der Jahrzehnte zu wahrer Meisterschaft. „Mit der Zeit gehen einem die Handgriffe in Fleisch und Blut über", erklärt Oskar Gössinger. Heute allerdings brauchen sie nicht mehr mit der Kiepe auf dem Rücken nach Steinach oder Sonneberg zu ziehen, um das Geld für das Salz an die Suppe oder für einen grünen Hering mit heimzubringen. „Von Kindesbeinen an mußten wir mit 'ran, um etwas zu beißen zu haben!" erzählt der greise Meister weiter. „Diese Zeiten sind endlich vorbei." Durch die Produktionsgenossenschaft, die in diesem Jahr aus der 1949 gegründeten Ein- und Verkaufsgenossenschaft entstand, erhält er seine Aufträge. Gesetzlich festgelegte Preise sichern ihm in unserem Staat eine gerechte Bezahlung nach Qualität und Leistung. Zur Zeit erledigt Oskar Gössinger einen Auftrag über 3000 Segelschiffe, den die Sowjetunion aufgab

Die bei unseren Jüngsten ebenso bekannten wie beliebten Indianerkanus entstehen in der Schnitzstube von Alwin Gössinger. Zu Hunderten stauen sie sich in den Regalen. Erstaunlich ist vor allem die unermüdliche Schaffensfreude des Achtundsechzigjährigen. „Früher kannten wir keinen Feiertag, keinen Sonntag, nichts. Wir brauchten eben jeden Pfennig. Heute dagegen schnitze ich einfach aus Freude an der Arbeit, denn die Not sitzt uns nicht mehr im Nacken." Der moderne elektrische Kühlschrank in seiner Küche ist beredtes Zeugnis seiner Worte

Bildbericht Rödel / Scheffler (Text)

Puppen, Teddys, Stehaufmännchen, Puppenwagen, Affen, Pferdegespanne, kurz alles, was ein Kinderherz höher schlagen läßt, wird von den Mitgliedern der Produktionsgenossenschaft des Handwerks „Spielzeugland" hergestellt. Neben der traditionellen Schiffschnitzerei wurde in Mengersgereuth-Hämmern die Spielwarenherstellung allgemein der vorherrschende Industriezweig. So kann die Genossenschaft ein Sortiment von nicht weniger als 693 verschiedenen Artikeln anbieten



Die Entwicklung der Technik und die Fortschritte der Wissenschaft gingen auch an diesem Ort im Thüringer Wald nicht spurlos vorüber. Neben Holz und Leinwand haben auch hier neue Werkstoffe ihren Einzug gehalten, nämlich die Plasten. Die Genossenschaft besitzt zwar noch keine Pressen, um die Stoffe selbst zu verarbeiten, aber der Patenbetrieb, VEB Plasta in Sonneberg, übernahm die Aufträge

Über die Hälfte der Produktion geht in elf ausländische Staaten. Der beste Kunde ist die Sowjetunion. Die Wünsche sind jedoch viel umfangreicher als die Kapazität der 46 ehemaligen Handwerksbetriebe. Bereits in diesem Jahr sieht der Plan eine Erhöhung der Produktion um 200 000 DM vor. Nächstes Jahr wird ein Gebäude vollendet werden, in dem das Lager und die Fertigung einiger Artikel konzentriert wird

DIE ALTEN

KULTUREN

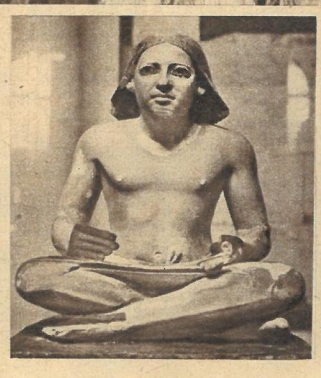
DER MENSCHHEIT

Bildbericht Adelheim Dietzel

8

Die ägyptische Kultur war eine Stromkultur. Der Nil, dessen jährliche Überschwemmung fruchtbaren Boden in Form von Schlamm ablagert, begünstigte — ähnlich wie in Mesopotamien — eine rasche Entwicklung zu Stadtkulturen, zu Schrift und Handel, zu einem geordneten Sklavenhalterstaatswesen. Sehr früh schon wurde diese Ordnung schriftlich festgelegt, so daß uns heute neben vielen Ereignissen aus dem täglichen Leben Ägyptens auch die Namen der Könige des sogenannten Alten Reiches (2900 bis 2270 v. u. Z.) und ihre gesellschaftliche Stellung bekannt sind. Der König galt als Vertreter der Gottheit, der zwar von einer Frau geboren wurde, dessen Vater aber der Sonnengott Re war. Er besaß nicht nur den gesamten Boden, sondern verfügte auch über das Wohl des Landes. Er war es sogar, der, so glaubte man, dem Nil gebieten konnte, das Land zu überschwemmen, um es fruchtbar zu machen. Täglich verrichtete er kultische Handlungen, opferte und weihte nach festgelegten Plänen, um alle Aufgaben als Gott des Staates zu erfüllen. Ihm standen eine mächtige und einflußreiche Priesterschaft und ein wohldurchdachter Beamtenapparat zur Seite, um jene „göttliche Ordnung", und damit die Ordnung der Sklavenhaltergesellschaft, aufrechtzuerhalten. Nur so ist es auch zu verstehen, daß die Pyramiden, diese ungeheuren Bauwerke des Alten Reiches, errichtet wurden. Der Tod des Pharao ist das Eingehen in die Gottheit, und die Pyramide wird zum Sinnbild des Weltgebäudes, das geometrisch, klar und eindeutig Erde und Himmel verbindet; sie ist der zu Stein gewordene Gedanke der Menschen dieser Zeit, der ganz auf den König als Gott gerichtet war.

Eine Audienz bei einem Pharao zeigt das Bild. In angemessenem Abstand — gewöhnliche Menschen durften dem König nicht zu nahe kommen — ist ein „Vorsteher des Landes", ein Wesir, zur Berichterstattung erschienen. Der König trägt die Krone Unterägyptens (Deltagebiet), an deren Stirnseite die Uräusschlange züngelt, die ihn vor jeder Annäherung schützt. Krummstab und Geißel sind die Insignien des Herrschers, der künstliche Bart ist ein besonderes Würdezeichen. Alle Personen in seinem Umkreis, auch der Wedelträger im Hintergrund und der schriftkundige Vorleser, sind hohe Beamte. — Wir besitzen zahlreiche Plastiken in Stein und Holz, deren unerhörte Lebensnähe wir bewundern; sind sie doch vor fast 5000 Jahren geschaffen worden. — Von links nach rechts: Kopf eines Priesters, Bildnis eines Schreibers, Kopf des Ti, eines hohen Beamten und reichen Großgrundbesitzers.



WIELAND HERZFELDE

Als die „Herren" wiederkamen

Vier Monate waren seit der Flucht Wilhelms II. nach Holland vergangen. Hätte er voraussehen können, was sich während dieser Zeit zutragen sollte, so wäre er vermutlich in Berlin geblieben. Die Macht, die im November 1918, wie es hieß, auf der Straße lag, war von denselben Herren, die sie in der Bestürzung über den Ausgang ihres Krieges hatten fallenlassen, wieder aufgehoben worden. Arbeiter, Soldaten und Matrosen versuchten zwar, es zu verhindern, aber sie verloren einen Stützpunkt nach dem andern an die rasch angeworbenen Söldnertruppen unter dem Oberkommando Gustav Noskes, des sozialdemokratischen Wehrministers, der sich selbst den Namen Bluthund zugelegt hatte. Seine Verbände machten diesem Namen Ehre. In Berlin waren es die Garde-Kavallerie-Schützendivision und das Regiment Reinhard. Sie ermordeten die revolutionären Führer und entfesselten, gestützt auf den Belagerungszustand und auf Eberts Kabinett bewährter Kriegskreditbewilliger, den weißen Terror im roten Berlin. Verhaftete überfüllten die Gefängnisse, und Tag für Tag kamen neue hinzu.

Mich hatte man am 7. März 1919 geholt.

Ich wurde ins Eden-Hotel geschafft. Es verdiente seinen Namen, war in der Tat ein Paradies für die rachehungrigen Militärs, die es zu ihrer Operationsbasis gemacht hatten. Hier waren Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg ihren Mördern ausgeliefert worden. Hier erwartete jeder Verhaftete das Schlimmste.

Ich hatte Glück. Ich wurde noch in der gleichen Nacht umquartiert, zusammen mit anderen Häftlingen, und zwar in die „Waldschänke" des gegenüberliegenden Zoologischen Gartens.

Am nächsten Abend wurden wir ins Gefängnis am Lehrter Bahnhof überführt. Als wir eintrafen, wurde ein Matrose namens Peters von den im Gefängnis stationierten Zeitfreiwilligen mit Gewehrkolben überfallen. Ihrem Wutgebrüll entnahmen wir, daß er ihnen als ein besonders gefährlicher Kämpfer avisiert worden war. Peters machte in den letzten Minuten seines Lebens diesem Ruf Ehre. Er zerriß die Hosenträger, mit denen man ihn gefesselt hatte, und stieß mit einem Dolch, den er plötzlich in der Faust hielt, einen seiner Angreifer nach dem andern nieder, sie pantherhaft anspringend, bis er selbst, schweiß- und blutüberströmt, zusammenbrach. Da prasselten die Kolben wie ein Steinschlag auf ihn herab. Wir sahen es hilflos mit an, während die Offiziere sich die Hände rieben und sachkundig feststellten, der Kerl werde zu „Hackepeter" verarbeitet. Wir ahnten damals nicht, daß die Vertreter jener „Herrenrasse", die hier am Werk waren, zwanzig Jahre später den ganzen Kontinent zu „Hackepeter" verarbeiten sollten.

Endlich trennten uns eiserne Zellentüren von den blutigen Hütern der Ordnung. Hungrig und unrasiert, die stinkende Luft atmend, die Angst und Enge erzeugen, waren wir froh, überhaupt noch zu atmen. Wir schliefen wenig, denn immer wieder hallten Kolbenschläge, Gebrüll und Hilfeschreie, auch von Frauen, durch die Gefängnisgänge, Schläge, die — das wußten wir — ebensogut uns hätten treffen können. Aber noch einen anderen Grund gab es, wach zu bleiben. Ein älterer Mitgefangener, Dr. Hermann Duncker, sprach zu uns über den Marxismus und die internationale Arbeiterbewegung so begeistert und doch so leise und eindringlich, daß wir nicht müde wurden, zuzuhören.

Gegen drei Uhr des nächsten Tages wurde uns befohlen, im Hof anzutreten. Immer neue Gruppen kamen hinzu. Hunderte von Gefangenen füllten schließlich den von hohen Mauern umschlossenen Platz. Auf einem ausgesparten Fleck in der Mitte stand eine Gruppe von Offizieren und Zivilisten, die sich diesen und jenen Gefangenen vorführen ließen. Einem alten Arbeiter, der gerade verhört wurde, spuckte ein Regierungssoldat mitten ins Gesicht. Als der Mann nicht reagierte, traf ihn ein Faustschlag auf die Stirn. Der Alte stand weiter da wie versteinert. Ein neuer Schlag, seine Oberlippe schwoll blutig an. Die Herren gingen dabei ihren Geschäften nach, als ob sie von dem Vorgang nichts bemerkten. Als sie den Mißhandelten in unsre Reihen zurückbeorderten, traf ihn ein Kolbenstoß ins Rückgrat. Sein Hut fiel zu Boden; er wagte nicht, ihn aufzuheben. Keiner von den Mitgefangenen wagte es.

Etwa zweihundert schwerbewaffnete Zeitfreiwillige marschierten auf den Hof. Wir wurden in Viererreihen eingeteilt. Maschinengewehre und Flammenwerfer fuhren auf. Ein Major pflanzte sich vor uns hin und kommandierte: „Hände hoch!" Wir hoben die Arme. „Alles herhören!" schnarrte er. „Wer aus der Reihe tritt, wer die Flossen runternimmt, wer spricht, wird auf der Stelle erschossen! Ohne Warnung. Verstanden?! — Das Ganze: Tritt gefaßt — Marsch!"

Der Zug setzte sich in Bewegung. Es begann ein stundenlanger Marsch. Er führte über Moabit und durch die endlose Müllerstraße nach Plötzensee, ins Zellengefängnis. Die lange Prozession hilfloser Zivilisten — die meisten in Mützen und Arbeiterkleidung, aber auch Sakkos und steife Hüte dazwischen, sogar Cutaways und hier und dort ein Frauenkleid — schritt zuweilen rasch, manchmal stockend, die Hände, die schnell frostblau wurden und allmählich abstarben, über den Köpfen, durch die farblosen Straßen des nördlichen Berlins, wo hinter den Fenstern Gleichgesinnte in ohnmächtigem Entsetzen dem Schauspiel folgten, das inszeniert war unter einer Regierung, deren Plakate von allen Bauplatzzäunen und Litfaßsäulen sich an die Passanten wandten mit der Behauptung: „Der Sozialismus marschiert!" und mit der Aufforderung: „Schützt die junge Republik!"

So sah der Schutz aus: Neben jeder Viererreihe der unbewaffneten Gefangenen marschierte, Handgranaten im Gürtel, das Gewehr schußbereit, ein Zeitfreiwilliger, und mit Maschinengewehren bestückte Motorräder sausten links und rechts den Zug entlang nach vorn und wieder zurück, die Läufe gegen die Häuser gerichtet, bereit, in jedes Fenster zu schießen, das jemand zu öffnen wagte. „Fenster zu!" brüllten die Hüter der Ordnung und feuerten von Zeit zu Zeit Schreckschüsse ab. Voran fuhren — Hakenkreuz am Stahlhelm — Patrouillen der sogenannten Baltikumer und säuberten die Straßen.

An der Ecke einer der Querstraßen, deren Verkehr stockte, solange unser Zug vorübermarschierte, stand ein Fuhrwerk der Schultheiß-Patzenhofer-Brauerei. Zwei dicke belgische Zugpferde, wie man sie nur vor Bierwagen sieht, stampften das Pflaster. Als der Kutscher, prall und schwer wie seine Pferde, der Gefangenenkolonnen ansichtig wurde — ich marschierte unweit der Spitze und sah ihn ganz aus der Nähe —, erhob er sich feierlich von seinem altmodisch hohen Sitz, nahm seine große Mütze mit schwarzem Lackschild vom Kopf, streckte den Arm waagerecht aus und ließ ihn dann, wie einen Degen, langsam sinken. Dabei beugte er den Kopf tief auf den schwartigen Hals herab, in Ehrfurcht und Andacht.

Sein Tun war unmißverständlich. Nie mehr im Leben hat eine einzige Geste mich so ergriffen, mir so viel Glauben und Wärme vermittelt wie der Gruß dieses riesigen Mannes im Lederschurz, der — Maschinengewehren und Revolvern den Brustkasten darbietend — uns stumm und würdevoll seine Verbundenheit kundtat. Selbst die Soldaten waren beeindruckt. Das Gebrüll erstarb in ihren Kehlen, und keiner schritt gegen diese gebieterische Demonstration ein.

Aus dem im Aufbau-Verlag Berlin erschienenen Buch „Immergrün"

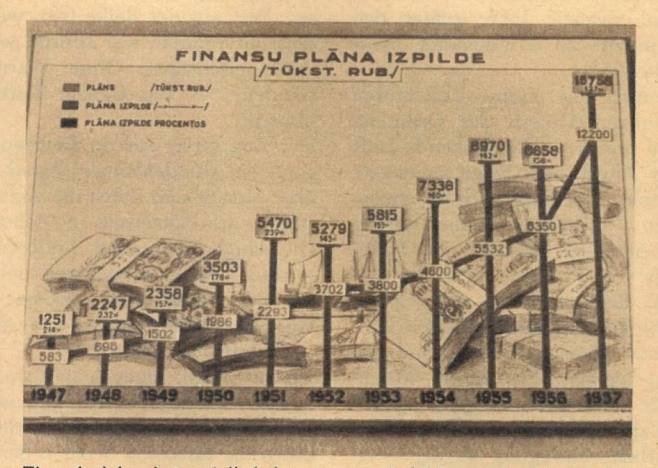
Fischerkolchos? Wir wähnten in einer stillen Siedlung für ernste Professoren mit wichtigen Lehraufträgen zu sein. Aber nein, kein Zweifel, eine Unmenge dieser hübschen, blumenumgebenen Häuschen in der Nähe Rigas (Lettische SSR) wird von den Angehörigen des Kolchos „9. Mai" bewohnt. Teils völlig selbst finanziert, teils vom Kolchos kreditiert und in leicht zu tilgenden Raten abbezahlt, sind sie Eigentum der Fischer und deren ganzer Stolz. Der Kolchos baute bisher selbst zwei kiefernumrauschte Wohnblocks, in denen für lächerlich geringe Mieten — etwa 60 Rubel einschließlich Gas, Wasser und Licht — Dreizimmerwohnungen mit Bad und IWC den Genossenschaftern zur Verfügung stehen (1 Rubel = 0,50 DM). 30 Garagen für Privatwagen, Fernsehantennen auf fast jedem der farbenprächtigen Häuschen und die durchweg geschmackvoll eingerichteten Wohnungen berichten vom Reichtum derer, die früher zu den Ärmsten der Armen zählten

Im Dezember 1947 beschlossen 176 arme Fischer aus vier Dörfern am Ufer der Daugawa waren ihre „Flotte" und 4000 Doppelzentner Fisch die erste Jahresbeute. So froh und sorge auf einem Trawler mit 3000 bis 4000 Rubel Monatsverdienst fährt, sind heute alle 450 Ko an; sie sind Millionäre geworden. Eine moderne Fischersiedlung entstand, eine Schule, stellte die Ausleihstation dem Kolchos die größeren Schiffe, aber damit ist jetzt Schluß. Die 37 Trawler und vier Heringsfänger (Gesamtwert 15 000 000 Rubel!) in eigene Regie und be (rechts), eine stattliche „Armada". Fleiß, genossenschaftliches Denken und sozialistische Ar

Paul Friedemann und Eberhard Kottwitz bereisten für „Zeit im Bild" die Sowjetunion zwischen Wilnjus und Riga – in ihrer ersten Repo

Millionäre vom Daug

So leidenschaftlich Konstantin Witols als Partisanenführer in den lettischen Wäldern gegen die faschistischen Eindringlinge kämpfte, so voller Anteilnahme und Geschick leitet er den Kolchos seit seiner Gründung. Der energiegeladene, wortkarge Vorsitzende, auf dem Bild mit Frau und eigenem Pobjeda, ist der Typ des neuen, sowjetischen Menschen, Krieg und Faschismus hassend, aber ein liebevoller und aufmerksamer Freund des neuen, demokratischen Deutschlands



Über ein Jahrzehnt sozialistische genossenschaftliche Arbeit widerspiegelt diese Grafik. Eine wunderbare Erfolgsbilanz. 15 758 000 Rubel Jahreseinkommen 1957. Kein Wunder, daß Verdienste von 52 000 (Kapitän) und 30 000 (Fischer) zuzüglich Prämien gang und gäbe sind. Der Kolchos nahm im Vorjahr Investitionen in Höhe von 1 500 000 Rubel vor, die Hälfte davon im Wohnungsbauprogramm. Über 300 000 gab er für den Schulneubau, und rund eine dreiviertel Million befindet sich im Hilfs- und Unterstützungsfonds

Sozialistische Zusammenarbeit. Die vier Heringsfänger der Genossenschaft, Spezialschiffe für den Atlantik, sind auf DDR-Werften gebaut und, wie uns die Fischer versicherten, bester Qualität. Aber auch auf dem trockenen Element befehligt der Kolchos eine ansehnliche genossenschaftseigene „Flotte". Sie besteht aus sieben Lastwagen, einem „Wolga" und zwei Krafträdern. Heimathafen der „Pneuarmada" ist der große Garagen- und Werkstättenneubau, in dem sämtliche Reparaturen ausgeführt werden

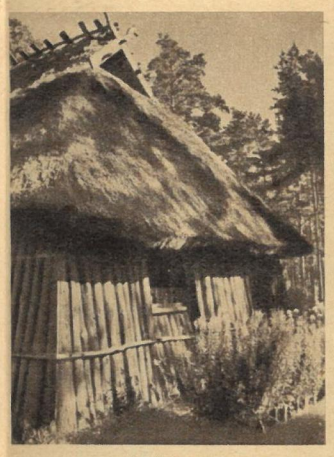
In
tie
un
fü
nu
lich
Fis

der Daugawa, künftig gemeinsam zu arbeiten. 25 kleine Motorboote
oh und sorgenfrei wie Maja Innus (oben), deren Mann als Mechaniker
te alle 450 Kolchosmitglieder. 60 000 Doppelzentner landeten sie 1957
eine Schule, Werkstätten, Verwaltungsgebäude gehören dazu. Bisher
zt Schluß. Die Fischer nahmen auf Grund von Regierungsbeschlüssen
Regie und besitzen nun, zusammen mit den zahlreichen Motorkuttern
ialistische Arbeitsmoral sind die Schlüssel ihres großartigen Erfolges

en Reportage berichten sie über die ...

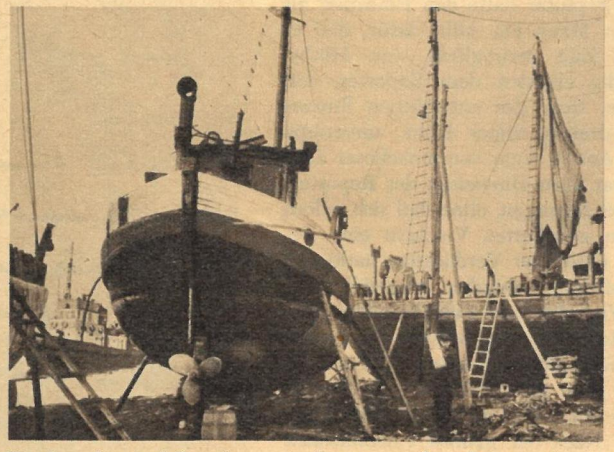
ugastrand

Vor elf Jahren begann am Rigaer Meerbusen – nicht ein Märchen, aber dafür der Weg vom Motorboot zur 15 000 000-Rubel-Flotte • Besuch im Dorf ohne Hütten • „Eigenheimfischer" als Fernseh- und Autonarren • Der Kolchos und sein Sportplatz • 65 092 Doppelzentner Fisch im Garn erbrachten im Vorjahr 15 800 000 Rubel • Und für Nachwuchs ist selbstverständlich auch gesorgt



In licht- und luftlosen Hütten vegetierten einst Lettlands Fischer, arm und voller Sorgen. Die Sowjetmacht führte sie ans Licht. Heute kündet nur noch diese Kate im Rigaer Freilichtmuseum von der fragwürdigen Fischerromantik früherer Tage

Brigadier Krause unterstehen sechzehn Küsten- und Ostseeboote. Gemeinsam mit dem Dispatcher, der alle drei Stunden Funkverbindung mit sämtlichen Schiffen hat, organisiert er von Land aus Einsatz- und Fangplatzwechsel und hilft bei Ausfällen auch auf hoher See mit aus



Die ehemalige Ausleihstation wechselte, genau wie auf dem Lande die MTS, ihren Charakter, wurde zur SRS, zur Reparaturstation. Ihre ganze Kapazität steht dem Kolchos zur Verfügung, in dessen unmittelbarer Nähe sie auch liegt. Genau wie die große Sardinenfabrik, die Hauptabnehmer des Fanges ist und jährlich etwa vier Millionen Dosen Konserven herstellt, nicht gerechnet die Frisch-, Salz- und Räucherware, die in vielen Variationen vorwiegend in Rigas riesigen Markthallen angeboten wird

Einen Sportplatz, ach was, ein richtiges Stadion errichtete sich der Kolchos, mit Fuß- und Basketballplätzen, Laufbahnen, Wurf- und Sprunggruben. Tribünen und Schwimmbassin sind noch im Bau. Dem Schmuckkästchen sieht heute keiner mehr an, daß es auf tückischem Flugsand steht, dem menschlicher Wille Meter um Meter abrang. Sportler aus dreizehn Kolchosen gastierten zur Einweihung. Es war ein großer Tag nicht nur sportlicher Siege

Unter Tatverdacht

Kriminalfälle ohne Beispiel

VON GUNTER PRODÖHL

Attentat auf FD10

Am 13. September 1931 entgleist auf dem Viadukt von Biatorbagy der Schnellzug FD 10 nach Wien. Bei der Untersuchung nach den Ursachen der Katastrophe, die 22 Tote und 117 Schwerverletzte fordert, findet einer der Kriminalassistenten an dem Unglücksort einen geheimnisvollen Zettel. Sein Inhalt gibt Kriminalrat Schweinitzer den willkommenen Anlaß, auf ein politisches Verbrechen zu schließen. Er verkündet seinen Mitarbeitern:

1. Fortsetzung

„Meine Herren, damit dürfte unsere Arbeit hier getan sein. Wie ich gleich vermutet habe, liegt hier kein kriminelles, sondern ein politisches Verbrechen vor, für dessen Aufklärung wir nicht zuständig sind. Wir müssen den Fall an die Staatspolizei abgeben. Bitte sorgen Sie dafür, daß der Tatort hermetisch abgesperrt wird. Das ist alles; ich werde sofort mit dem Innenministerium telefonieren." —

Die Kriminalkommissare Antal und Hivesy versuchten vergeblich, Einwände zu erheben. Entschlossen stapfte Schweinitzer über die angerußten Eisenbahnschwellen davon, um mit Budapest zu telefonieren.

Stunden später traf am Unglücksort die unter dem Befehl des Obersten Imre Farkas stehende Hauptnachforschungsgruppe des Präsidiums der ungarischen Staatspolizei ein. Das erste nach Aussprache mit Kriminalrat Schweinitzer herausgegebene Kommuniqué über den Stand der Ermittlungen wurde noch am Vormittag des 13. September 1931 der ungarischen Bevölkerung in Extraausgaben der Tageszeitungen bekanntgemacht.

Nach Aufzählung der Details und schrecklichen Folgen der Katastrophe von Biatorbagy schloß es mit dem lapidaren Satz: „Die sofort eingeleiteten Ermittlungen und Verhöre sowie ein am Tatort hinterlassener politischer Aufruf der Täter ergaben den eindeutig kommunistischen Charakter des Attentates."

Am Abend verbreiteten die bürgerlichen Zeitungen ganz Europas die Sensationsnachricht: „Kommunisten sprengten Schnellzug in die Luft!" In Deutschland wurde automatisch gefolgert, daß dann natürlich auch das Unglück von Jüterbog ein Werk der Kommunisten war, und übereifrige Tintenfuchser wetzten die Federn und versuchten der von den unmenschlichen Attentaten entsetzten Öffentlichkeit weiszumachen, daß die „bolschewistische Weltrevolution" unmittelbar bevorstünde.

Auch in Budapest ließ die Regierung Karolyi nichts unversucht, um das Unglück weidlich für ihre politischen Ziele auszunutzen. Staatstrauer wurde angeordnet. Der Reichsverweser von Horthy brach seinen Urlaub auf Schloß Gedöllö ab und begab sich nach Budapest, um den Ministerpräsidenten Karolyi, den Innenminister und den Honvedminister zur Berichterstattung über die eingeleiteten Maßnahmen zu empfangen. Für die 22 Toten von Biatorbagy wurde ein Staatsbegräbnis auf der Ofener Generalwiese angeordnet. Die regierungshörige Presse brachte seitenlange Schreckensberichte über das Unglück. Der Ausnahmezustand und die Internierung aller staatsgefährlichen Kommunisten wurden gefordert. Die Annahme des von der Regierung geforderten Ermächtigungsgesetzes schien gesichert. Angesichts der Stimmung im Lande würden es die Sozialdemokraten nicht wagen, ihm ihre Zustimmung zu verweigern.

Aber noch war es nur eine Behauptung, daß Kommunisten die Attentate von Jüterbog und Biatorbagy verübt hatten. Noch fehlten die Beweise, die Namen und die Geständnisse der Täter und ihrer Hintermänner.

Oberst Farkas, der Chef der Untersuchungsabteilung, inszenierte in ganz Ungarn eine Treibjagd auf alles, was verdächtig war, Kommunist zu sein oder mit Kommunisten zu sympathisieren.

Alle Grenzübergänge und Flugplätze wurden verschärft überwacht. In den Bergwerken wurden Razzien durchgeführt, die Fabriken kämmte man nach verdächtigen Elementen durch. Die Arbeitslosen, die politisch Vorbestraften, die im Lande befindlichen Ausländer wurden überprüft. In noch nicht zwei Tagen hatten Oberst Farkas' Geheimpolizeikommandos 3174 Verdächtige festgenommen. Tag und Nacht wurden sie verhört. Ohne den geringsten Erfolg! Karteien, Geheimakten und Spitzelberichte im Archiv der Staatspolizei wurden von zweihundert Beamten durchstöbert. Ohne Erfolg! Alle zwei Stunden rief der Ministerpräsident im Hauptquartier des Obersten an, um die Namen der Attentäter zu erfahren. Ohne Erfolg!

Dabei war zu dieser Zeit das Bild des wirklichen Attentäters schon in allen Zeitungen Ungarns erschienen, ohne daß es jemand beachtete. Ja, der Mann, der das Bild geknipst hatte, der Reporter Janos Kosa von der Zeitung „Pesti Hirlap", hatte am Morgen nach dem Unglück Oberst Farkas höchst persönlich auf diesen verdächtigen Mann aufmerksam gemacht.

Im Geheimbericht der Untersuchungsgruppe heißt es dazu: „Der Zeitungsreporter Janos Kosa meldete sich wenige Augenblicke nach Eintreffen der Untersuchungsgruppe und machte auf einen ihm verdächtig erscheinenden Mann aufmerksam, der ihm an der Unglücksstätte durch sein merkwürdiges Verhalten aufgefallen war. Der Verdächtige bat den Reporter, ihn zu fotografieren und über seine glückhafte Errettung aus der Katastrophe in seiner Zeitung zu berichten. Der Verdächtige schilderte ausführlich, mit welchem Wagen er in die Tiefe gestürzt war und in welchem Abteil er gesessen hatte. Er ließ sich auch in die Listen der Verletzten des Unglücks eintragen, obgleich er nur eine geringfügige Schramme im Gesicht hatte und sein Anzug wie frisch gebügelt aussah. Der Reporter hatte den Eindruck, als suchte der Mann ein Alibi dafür, daß er mit dem Zug verunglückt war. Höchst merkwürdig erschien dem Reporter, daß der Mann, trotz des angeblichen Sturzes aus fast dreißig Meter Höhe, unverletzt und sein Anzug sogar von makelloser Sauberkeit war. Den Hinweisen des Reporters wurde nachgegangen, ohne daß sich jedoch für seinen geäußerten Verdacht eine Bestätigung fand. Der Verdächtige hatte sich den Ermittlungsbehörden gegenüber als der in Wien lebende Fabrikdirektor Sylvester Matuska ausgewiesen. Er selbst konnte nicht gehört werden, weil er sich gerade in einer nahe gelegenen Kirche befand, um für seine glückhafte Errettung zu beten. Nach der ganzen Persönlichkeit des Mannes zu urteilen, schien es aber ein Unding, ihn in den Kreis der möglichen Täter einzubeziehen. Deshalb wurde von einer weiteren Verfolgung des Hinweises abgesehen." —

Oberst Farkas selbst maß dem Hinweis des Zeitungsreporters in Wahrheit noch weniger Interesse bei, als der Bericht vermuten läßt. Ein betender Fabrikdirektor war für ihn angesichts der politischen Hintergründe des Attentates der unverdächtigste Reisende des ganzen Zuges! Er lachte nur schallend, als er hörte, daß der vermeintliche Attentäter beten gegangen war.

„Nein, mein Lieber, das glauben Sie doch wohl selbst nicht, daß die Kommunisten sich beim lieben Gott für den Erfolg ihres Anschlages bedanken würden", entgegnete er dem Reporter des „Pesti Hirlap" und gab ihm den Rat, lieber bei seiner Zeitungsschreiberei zu bleiben, statt sich als Sherlock Holmes zu betätigen.

Der verdächtige Bahnhofsvorsteher

Endlich führten dann die großangelegten Ermittlungsaktionen der Untersuchungsgruppe zum erwünschten Erfolg! Während die am Tatort gefundenen Reste der Höllenmaschine einer genauen Untersuchung auf ihre Herkunft und auf eventuell vorhandene Fingerabdrücke unterzogen wurden, ließ man den am Viadukt gefundenen handschriftlichen Aufruf des Attentäters hektografieren und von Schriftsachverständigen mit den bei der Staatspolizei registrierten Handschriften aller in Ungarn lebenden Kommunisten vergleichen. Der Sachverständige Dr. Kerekes kam dabei zu dem Ergebnis, daß die Handschrift des Attentäters in Schriftgröße, Schriftlage und im Schriftduktus mit der polizeilichen Anmeldung des in Budapest lebenden und als Kommunist bekannten Elektrotechnikers Martin Leipnik frappante Ähnlichkeit aufwies.

Das genügte Oberst Farkas, um dem Ministerpräsidenten und der Presse zu verkünden: „Hauptattentäter von Biatorbagy ist der berüchtigte Kommunist Martin Leipnik."

Aber es gelang ihm nicht, diesen Leipnik zu verhaften. Begreiflicherweise, denn Wochen später stellte sich heraus, daß der Mann schon seit Monaten nicht mehr in Ungarn lebte. Farkas indessen ließ verkünden, Leipnik sei es gelungen, gleich nach dem Attentat mit einem bereitstehenden Kraftwagen ins Ausland zu flüchten! — Bei der Fahndung nach Leipnik hatte man aber in Erfahrung gebracht, daß er vor Jahresfrist im Dorf Torbagy Installationsarbeiten ausgeführt hatte und während dieser Zeit des öfteren mit dem Bahnhofsvorsteher Angyal im Dorfgasthaus Karten gespielt hatte, was auch der Wirt des Gasthauses bestätigte.

Ein mit dem Eisenbahnbetrieb vertrauter Stationsvorsteher als Komplice! Das war eine Lösung des Rätsels, wie sie sich Oberst Farkas von Herzen wünschte.

Auf der Stelle wurde der Bahnhofsvorsteher verhaftet! Der biedere, geistig nicht sehr bewegliche, 54 Jahre alte Josef Angyal begriff nicht, was ihm bevorstand. Er glaubte, in seiner Eigenschaft als Bahnbediensteter vernommen zu werden, erhoffte sich sogar Anerkennung, weil er so schnell die Hilfstruppen alarmiert hatte, und traute deshalb seinen Ohren nicht, als ihn Oberst Farkas barsch aufforderte, ein offenes Geständnis abzulegen, weil das das einzige wäre, was ihn noch vor dem Standgericht bewahren könnte.

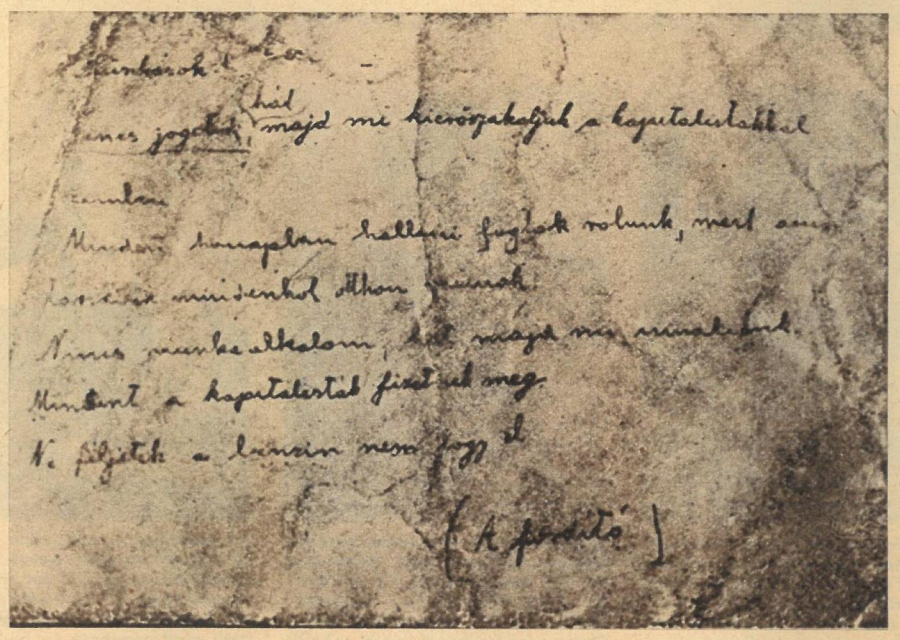
Verängstigt stotterte Angyal: „Geständnis? Standgericht? Ja, um Gottes willen, was soll ich denn bloß gestehen? Ich hab' doch mein Lebtag nichts Unrechtes getan!" —

Es half dem Oberst nicht weiter, daß er den Bahnhofsvorsteher anschrie, sich nicht dümmer zu stellen, als er ohnehin schon sei; es nutzte nichts, daß er ihm vorlog, sein Komplice Leipnik sei bereits gefaßt; es änderte auch nicht viel, daß er ihm den Inhaber der Dorfgaststätte gegenüberstellte, der noch einmal bestätigen mußte, daß Leipnik und der Bahnhofsvorsteher in seiner Gaststube des öfteren Karten gespielt hatten. Angyal räumte das auch ein, sagte aber unbekümmert: „Na schön, Herr Kommissar, kann sein, aber deswegen kenn' ich ihn doch nicht näher. Wie soll ich da sein Komplice sein? Bringen Sie ihn her, und er wird es bestätigen müssen." —

Dabei blieb Josef Angyal trotz stundenlanger, bis zu seiner physischen Erschöpfung gehenden Kreuzverhöre, bei denen sich der Oberst und drei andere Offiziere der Untersuchungsgruppe immer wieder abwechselten. Man überführte Angyal schließlich nach Budapest ins Staatsgefängnis, in der Hoffnung, daß ihn die Einzelhaft weich machen würde. Aber der naive und unbekümmerte Bahnhofsvorsteher war auch hier nicht zu erschüttern. Unbeirrt blieb er dabei, kein Komplice des Attentäters zu sein und nichts mit dem Verbrechen zu tun zu haben.

Dann aber trat etwas ein, was selbst Oberst Farkas nicht mehr erhofft und der Bahnhofsvorsteher in seinen schlimmsten Träumen nicht gefürchtet hatte: Die kriminaltechnische Auswertung der Tatortspuren erbrachte den Indizienbeweis, daß Angyal das Attentat auf den FD 10 verübt haben mußte!

Die daktyloskopische Untersuchung der beiden an der Schiene befestigten Taschenlampenbatterien hatte mehrere Fingerabdrücke sichergestellt. Fingerabdrücke, die mit sämtlichen für einen gerichtlichen Beweis notwendigen Merkmalen genau den Fingerabdrücken entsprachen, die man dem Bahnhofsvorsteher Josef Angyal bei seiner Einlieferung ins Staatsgefängnis abgenommen hatte. Ein zweites schweres Schuld-

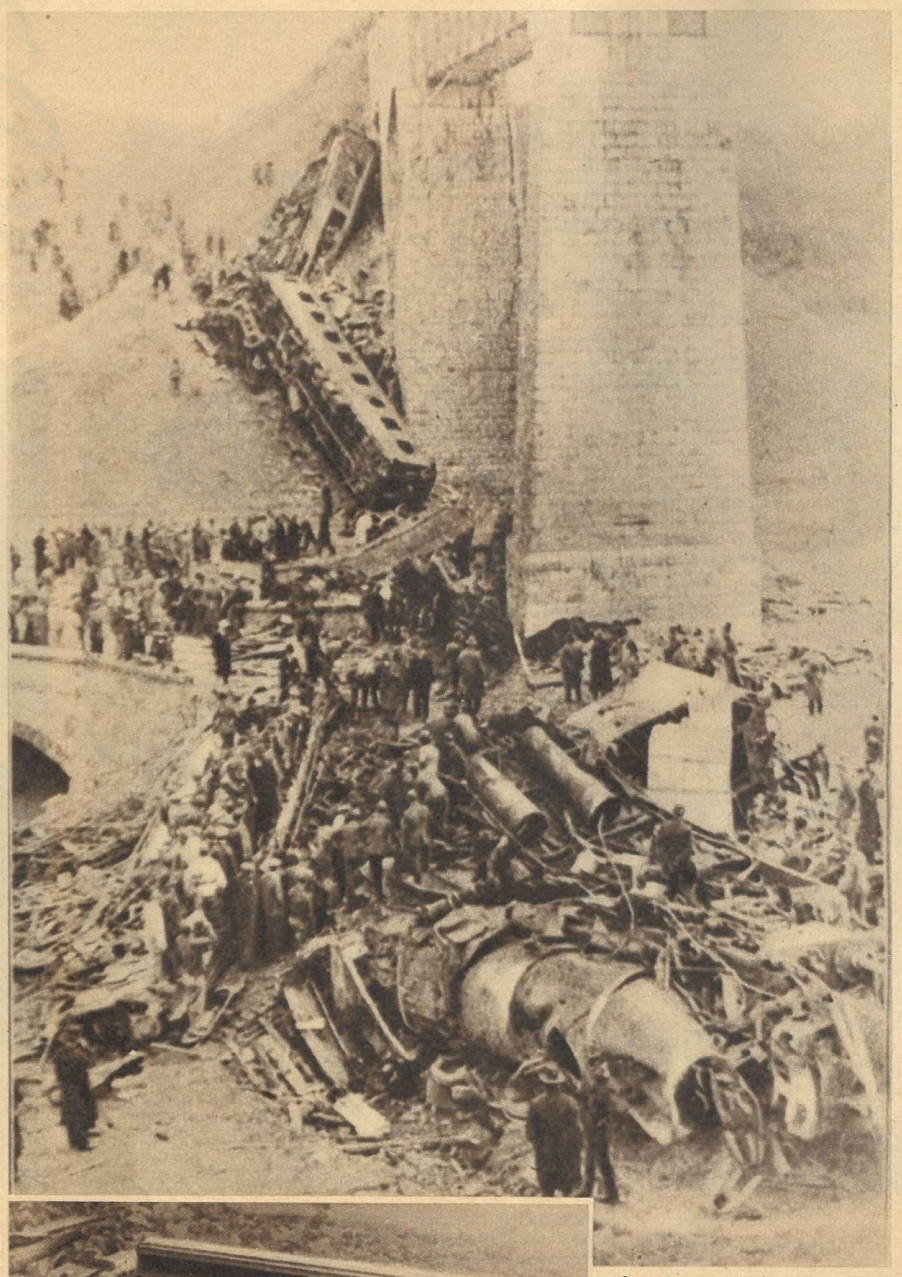


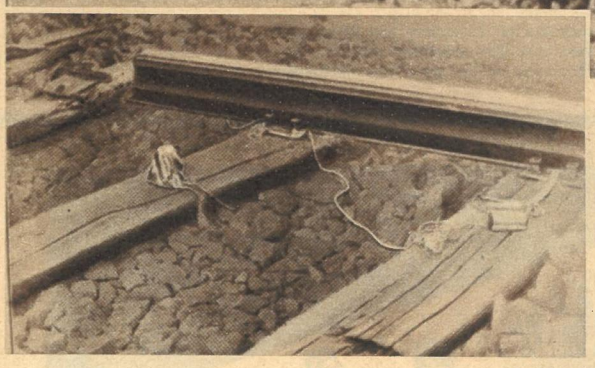
Am Unglücksort fand man diesen Zettel mit einem Aufruf an die Arbeiter: Man müßte den Kapitalisten gegenüber Rechte erzwingen und müsse Arbeitsgelegenheiten schaffen, weil es keine gäbe

indiz erbrachte die Überprüfung des Streckenfahrplanes der Tatnacht.
Vor dem entgleisten FD 10 hätte der Leergüterzug Nummer 1358 planmäßig 23 Uhr 53 den Viadukt passieren und damit eigentlich dem Attentat zum Opfer fallen müssen. Daß dies nicht geschah, sondern der mit vielen hundert Menschen besetzte Schnellzug in die Katastrophe raste, war ohne jeden Zweifel Angyals Werk. Er hatte, wie von ihm selbst im Tagebuch der Station Torbagy vermerkt, den Leergüterzug durch ein eigenmächtiges Haltesignal auf der Station gestoppt und nach dem Unglück über eine Nebenstrecke umgeleitet.
Damit war die Indizienkette geschlossen. Die eigenhändige Eintragung im Stationsbuch war Beweis dafür, daß Angyal den Leerzug gestoppt hatte, um das Attentat auf den Schnellzug zu ermöglichen. Seine Fingerabdrücke auf den Batterien der Höllenmaschine verrieten, daß er die Sprengeinrichtung selbst auf dem Viadukt angebracht hatte. Sein Kartenspielen mit Leipnik im Dorfkrug von Torbagy schloß den Kreis. Er war mit dem Mann bekannt, der schriftlich am Tatort hinterlassen hatte, daß er das Attentat aus politischen Gründen verübte! Eine Beweiskette war geknüpft, die dem völlig unschuldigen Bahnhofsvorsteher Josef Angyal so oder so zum Verhängnis werden mußte!

„Ich bin unschuldig!"

Ministerpräsident Karolyi nahm den Bericht des Obersten Farkas zwar hocherfreut zur Kenntnis, drängte aber, schnellstens ein Geständnis des Bahnhofsvorstehers zu bekommen, um in einem öffentlichen Standgerichtsprozeß seine Verbindungen zu den Kommunisten und die Namen seiner Auftraggeber entlarven zu können. Voller Eindringlichkeit beschwor er den Oberst: „Dieser lumpige Bahnhofsvorsteher ist einen Dreck wert, wenn er nicht verrät, wer hinter ihm steckt. Namen brauche ich, er muß gestehen, wer ihn gekauft hat, was er für seine Mittäterschaft bekommen hat. Wenn der Mann das nicht in aller Öffentlichkeit und freimütig bekennt, blamieren wir uns bis auf die Knochen. Begreifen Sie das? Unter allen Umständen brauchen wir ein Geständnis dieses Bahnhofsvorstehers!" —
Der Oberst knallte die Hacken zusammen. Um seine schmalen Lippen spielte ein verstecktes arrogantes Lächeln, das ausdrückte: Wenn's weiter nichts ist, das Geständnis werde ich dir schon beschaffen. —
Laut sagte er aber mit der korrekten Unterwürfigkeit des Staatsbeamten: „Exzellenz, ich werde alles tun, was in meiner Kraft steht. Es wird nur eine Frage der Zeit sein, bis der Mann unter der Last der Beweise zusammenbricht." —
Als Farkas sich mit neuerlichem Hackenknallen verabschiedet und schon fast die riesige Tür des überdimensionalen Arbeitszimmers des Ministerpräsidenten erreicht hatte, sagte Karolyi zynisch: „Das mit dem Zusammenbrechen möchte ich aber nicht wörtlich verstanden wissen, Herr Oberst. Denken Sie bitte daran, daß der Mann noch in einem öffentlichen Prozeß aufzutreten hat. Andernfalls könnte das sehr unangenehm für Sie werden ..." —
Noch in der Nacht wurde der Bahnhofsvorsteher Josef Angyal von Oberst Farkas und seinem Adjutanten, Oberleutnant Kovacs, einem verschärften Kreuzverhör unterzogen.
Es war ein kahles, fensterloses, unter der Erde gelegenes Zimmer, in das man den verschlafenen Angyal um Mitternacht führte. Ein einfacher Tisch, ein an der Wand stehender Stuhl, an dessen Lehne und Beinen Lederriemen zum Anschnallen befestigt waren, und zwei Reflektoren, wie sie Angyal von nächtlichen Ausbesserungsarbeiten an den Gleisen her kannte, machten das wesentlichste Mobiliar aus.
Bisher war er nur im Arbeitszimmer des Obersten vernommen worden. Die neue Umgebung machte ihn unsicher. Ängstlich setzte er sich auf den Stuhl, der an der Wand stand.
Während der Oberst im Hintergrund blieb, begann Kovacs mit dem Verhör. Beinahe freundschaftlich sagte er: „Na, Angyal, was halten Sie von der Idee, jetzt mal die Wahrheit zu sagen?" —
Der Bahnhofsvorsteher schüttelte nur kurz den Kopf und antwortete mit müder Stimme: „Aber ich hab' Ihnen doch die Wahrheit gesagt. Ich hab' nichts mit dem Unglück zu tun. So glauben Sie mir doch endlich!"
Als hätte er nur auf diese Antwort gewartet, wandte sich der Oberleutnant zu seinem Vorgesetzten um und sagte voller Ironie: „Unser Freund spricht, als wäre er müde. Soll ich ein bißchen Festbeleuchtung machen, daß er munter wird, Oberst?"
„Ja, machen Sie nur die beiden Reflektoren an, Kovacs. Es ist ohnehin so dunkel hier. Wenn's heller wird, redet sich's auch besser." —
Kovacs bückte sich, schloß das Stromkabel an, und im gleichen Augenblick flammten zischend die beiden Scheinwerfer auf. Akkurat wie ein Fotograf richtete er die beiden Lichtkegel auf das Gesicht des Bahnhofsvorstehers.
Um dem grellen Licht und der immer unerträglicher werdenden Hitze zu entgehen, beugte sich Angyal nach vorn und stützte sich mit den Ellenbogen auf die Oberschenkel. Im gleichen Augenblick fuhr ihm die Faust des Oberleutnants ins Gesicht. Mit voller Wucht traf sie ihn auf Mund und Nase, daß sein Kopf nach hinten flog und ihm das Blut aus den Nasenlöchern tropfte. Höhnisch fuhr ihn Kovacs an: „Nur keine Müdigkeit vorschützen, mein Sohn, bleib schön aufrecht sitzen, damit wir auch sehen, ob du die Wahrheit sagst oder weiterschwindelst!"
Angyal wagte nicht mehr, den Kopf zu bewegen. Mit zusammengekniffenen Augen sah er, wie der Oberst die Taschenlampenbatterien und die Fotografien seiner Fingerabdrücke auf dem Tisch ausbreitete und ihn abwartend anblickte. Er ahnte, was der Oberst ihm vorhalten wollte, und sagte schnell: „Ich war doch gleich nach dem Unglück als erster auf dem Viadukt. Ich hatte doch die Batterien zwischen den Schienen liegen sehen und kurz aufgehoben. Natürlich können da meine Fingerabdrücke dran sein. Aber ich hab' doch nicht die Sprengladung angebracht. Fragen Sie doch den Kriminalrat Schweinitzer, dem habe ich ja erzählt, daß ich die Reste der Höllenmaschine gesehen und aufgehoben hatte. Das ist doch alles nur ein unglücklicher Zufall." —
Einen Moment lang war es still im Zimmer, und nur das leise Zischen der Scheinwerfer war zu hören. Der Oberst biß sich auf die Lippen und warf seinem Adjutanten einen fragenden Blick zu. Die Behauptung Angyals machte die Fingerabdrücke als Beweis wertlos, darüber war er sich sofort klar.
Wutentbrannt packte Kovacs plötzlich Angyal beim Kragen seiner Eisenbahneruniform und schüttelte ihn, daß sein Kopf mehrmals gegen die Wand schlug. Dabei schrie er ihm ins Gesicht: „Zufall nennst du das, du Schwein? Ist es vielleicht auch ein Zufall, daß du den leeren Güterzug auf dem Bahnhof gestoppt hast, damit auch ja der Schnellzug in die Luft fliegt? Ist das auch ein Zufall, für den du nicht kannst, he?"
Wieder schüttelte ihn Kovacs hin und her, aber diesmal bäumte sich Angyal auf, sprang vom Stuhl hoch und brüllte mit letzter Verzweiflung: „Sie sind ja wahnsinnig! Ich hab' den Güterzug gestoppt, weil der Schnellzug drei Minuten Verspätung hatte. Das können Sie nachprüfen. Hätte der FD warten müssen, bis der Güterzug den Viadukt passiert hätte, wären weitere fünf Minuten Verspätung hinzugekommen. Das ist bei allen Eisenbahnen der Welt so, daß ein internationaler Schnellzug in solchen Fällen Vorfahrt erhält. Ich bin unschuldig. Stellen Sie doch endlich die Scheinwerfer ab ..."
Mit einem energischen Ruck beförderte Kovacs den aufgesprungenen Bahnhofsvorsteher wieder auf den Stuhl zurück, aber dann ließ er doch seinen Uniformkragen los. Er wußte jetzt nicht, wie er sich weiter verhalten sollte. Hilflos sah er den Oberst an.
Zusammengesunken hockte Angyal auf seinem Stuhl. Ströme brennenden Schweißes liefen ihm den Nacken hinunter, sein Mund war ausgedörrt von der Hitze der Scheinwerfer ...
Nach über zwölfstündigem vergeblichem Bemühen, ein Geständnis zu bekommen, wurde das Verhör abgebrochen. Wegen absoluter Vernehmungsunfähigkeit, wie es im Vernehmungsprotokoll heißt. Angyal war von der Hitze und den erlittenen Mißhandlungen bewußtlos geworden!
Man ließ ihm nur wenige Stunden Zeit, wieder zu Kräften zu kommen, dann wurde er erneut in ein, wie es in der amtlichen Verlautbarung der Untersuchungsgruppe heißt, verschärftes Kreuzverhör genommen. Diesmal acht Stunden lang und ebenfalls bis zum physischen Zusammenbruch.
Ein Geständnis legte er wieder nicht ab.
Tag für Tag und Nacht für Nacht wurden die Verhöre fortgesetzt. Mit immer neuen Quälereien verschärft. Man fragte ihn schon gar nicht mehr nach irgendwelchen Einzelheiten des Attentates, man war nur noch darauf aus, ihn körperlich und geistig zu zermürben, daß er eines Tages bereit sein würde, alles zu gestehen, was man von ihm nur hören wollte.





So sah es nach der Katastrophe am Eisenbahnviadukt Biatorbagy aus, nachdem die Lokomotive und der größte Teil der Wagen des Nachtschnellzuges FD 10 nach Wien 25 Meter tief in den Talkessel gestürzt waren

Auf diese Weise war der Explosionskörper an den Schienen befestigt

Herr Matuska verlangt Schadenersatz

Zu diesem Zeitpunkt trat aber ein Ereignis ein, das von niemand beachtet wurde, dem auch niemand in der Untersuchungsgruppe irgendwelche Bedeutung beimaß, obgleich es die sensationelle Wendung des Falles und zugleich die geradezu groteske Aufklärung eines der mysteriösesten Verbrechen der Kriminalgeschichte brachte.
Am 25. September 1931, also kaum zwei Wochen nach dem Attentat, ging bei der Direktion der ungarischen Staatsbahn ein Schreiben des in Wien wohnhaften Fabrikbesitzers Sylvester Matuska ein, in dem er eine Forderung von 2500 Pengö für den ihm beim Eisenbahnunglück entstandenen Sachschaden geltend machte. Wie üblich in solchen Fällen, ließ die Eisenbahndirektion, um irgendwelchen Betrugsversuchen vorzubeugen, den Schadenersatzanspruch auf seine Berechtigung hin überprüfen. Dazu unterhielt sie eine Art Abonnementsvertrag mit einem Budapester Privatdetektiv namens Josef Habli, einem ehemaligen Polizeiangestellten, der sich im wesentlichen mit Beobachtungen ungetreuer Eheleute mehr schlecht als recht ernährte.
Dieser Privatdetektiv Habli bemühte sich zunächst, bei der Untersuchungsgruppe der Geheimen Staatspolizei eine Genehmigung zu erhalten, Auskünfte in der Sache einziehen zu dürfen. Man genehmigte ihm das anstandslos, weil man ja nach wie vor der Ansicht war, daß ein mit dem Zug verunglückter Fabrikdirektor, der obendrein noch fromm war und in die Kirche beten ging, niemals der Attentäter sein konnte.
Josef Habli ahnte zu diesem Zeitpunkt noch keineswegs, welche Überraschungen ihn erwarten sollten. Er wollte eigentlich nur feststellen, ob der 2500 Pengö Schadenersatz fordernde Fabrikdirektor Matuska tatsächlich mit dem verunglückten Zug gereist war. Sollte er das bestätigt finden, wäre seine Aufgabe erledigt gewesen. Habli tat das einzig Mögliche, er sah die von den Rettungsmannschaften angelegten Listen der Verletzten des Unglücks durch und fand darin auch prompt den Vermerk, daß der Fabrikdirektor Matuska als Leichtverletzter behandelt und registriert worden war. Damit stand fest, daß er mit dem verunglückten FD 10 gereist war. Habli hätte es damit genug sein lassen können. Doch ein merkwürdiges, völlig unerklärliches Mißtrauen ließ ihn weiterforschen.

Fortsetzung folgt

Hoch die Taille

Sie kündigte sich in früheren Modenschauen bescheiden an, sie versucht sich jetzt durchzusetzen: die Empirelinie. Wir haben zwar noch immer Diskussionen um die Sackmode – Hemdform hören die Modeschöpfer lieber –, und schon ist neuer Gesprächsstoff da. Aber es ist ja nicht so, daß nun jede Frau oder jedes Mädchen sofort ihren Schrank räumen müßte, um sich eine neue Garderobe anfertigen zu lassen. Erfreulicherweise gibt es jetzt in unserer Mode eine große Vielfalt von Möglichkeiten sowohl für die mollige als auch für die überschlanke Figur. Hier also drei Vorschläge in der neuen Linie.

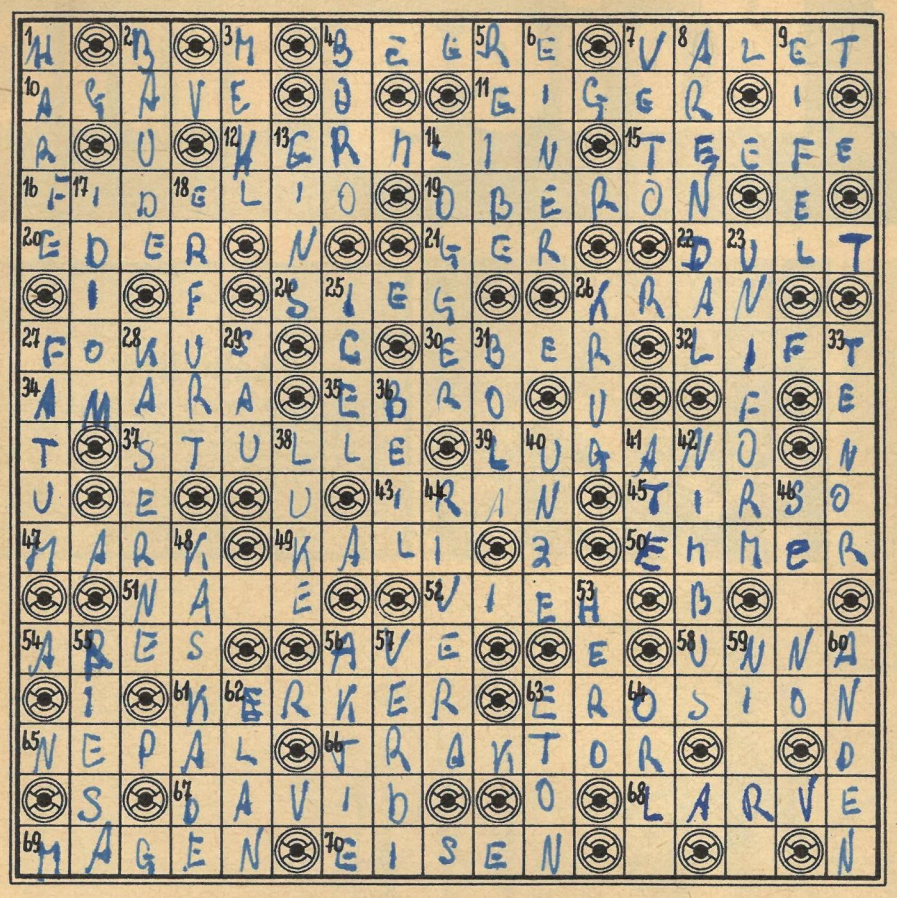
Für den Nachmittag aus tomatenrotem Leinen ein Modell in Trapezform. Das gefütterte Jäckchen gestattet es, das Kleid auch an kühleren Tagen zu tragen

Dieses Festkleid wird durch einen Mantel aus gleichem Material ergänzt

Ein elegantes Komplet aus Jacquardgewebe; eine sehr extravagante Lösung

rd-Foto • Modelle: VEB Berliner Linie, Deutsches Modeinstitut, Lucie Kaiser, Altenburg

Denken und Raten



RÄTSELLÖSUNGEN AUS NUMMER 29

Mosaikbaukasten. „Wer es fertigbrächte, zwei Ähren zu ziehen, wo früher eine wuchs, zwei Gräser, wo eines sprosste, der hätte sich den Dank der ganzen Menschheit verdient!" (J. Swift)

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Nasser, 5. Majoran, 10. DEFA, 11. Bier, 12. Ales, 14. Phase, 16. Saline, 18. Cape, 20. Uran, 22. Elen, 23. Dahl, 25. Bodega, 27. Edam, 29. Oder, 31. Sakai, 33. Eder, 34. Talar, 37. Triller, 38. Saladin, 41. Bisam, 43. Keks, 45. Aland, 46. Maas, 48. Unna, 50. Dessau, 53. Ehre, 55. Ster, 58. Elle, 59. Gala, 61. Ankara, 63. Angel, 64. Paar, 65. Hanf, 66. Dieb, 67. Gliwice, 68. Leguan. — Senkrecht: 1. Nässe, 2. Saale, 3. Eden, 4. Reseda, 5. Match, 6. Jupp, 7. Absud, 8. Niere, 9. Arena, 13. Lineal, 15. Hebe, 17. Altar, 19. Aloe, 21. Agra, 24. Amerika, 26. Ortolan, 28. Dilemma, 30. Dressur, 31. Stab, 32. Kies, 35. Lada, 36. Rind, 39. Alaska, 40. Inder, 42. Isel, 44. Esel, 47. Auge, 49. Neapel, 50. Delhi, 51. Slang, 52. Senfl, 54. Halde, 56. Tartu, 57. Rasen, 60. Alai, 62. Nabe.

Silbenrätsel. 1. Detlev, 2. Arterie, 3. Strittmatter, 4. Nachruf, 5. Allegro, 6. Exempel, 7. Charlottenburg, 8. Sense, 9. Turmalin, 10. Eselei, 11. Zirkus, 12. Instinkt, 13. Eiland, 14. Lamprete, 15. Marmor, 16. Immortelle, 17. Tischlerei, 18. Lenin, 19. Umsatz, 20. Salami, 21. Training, 22. Undine, 23. Narew, 24. Dahlie, 25. Feldberg, 26. Rolandslied, 27. Elsterwerda, 28. Uranus, 29. Dampfschiff, 30. Episode, 31. Ulster, 32. Nikotin, 33. Diskus, 34. Athlet, 35. Linde, 36. Lausitz, 37. Eminescu, 38. Reuse, 39. Kalender, 40. Regenpfeifer, 41. Ampere, 42. Forli, 43. Teppich, 44. Zunge, 45. Uran. — „Das nächste Ziel mit Lust und Freude und aller Kraft zu verfolgen, ist der einzige Weg, das fernste zu erreichen." (Ein Wort von Hebbel, nicht Hebel, wie versehentlich in der Aufgabe angegeben.)

Füllrätsel

Es sind waagerecht 48 fünfbuchstabige Wörter zu bilden. Die Endbuchstaben der ersten und zweiten Wörter sind zugleich die Anfangsbuchstaben der zweiten und dritten Wörter. Bei richtiger Lösung ergeben die doppelt gerahmten senkrechten Reihen ein Zitat von Arno Holz.

1. Hamburger Arbeiterführer, Kampfgefährte Ernst Thälmanns — bekannter westdeutscher Friedenskämpfer — Komponist der Operette „Fatinitza"; 2. Metall — wetterfester Stoff — Verwandter; 3. russischer Bauernführer (1671 hingerichtet) — inneres Körperorgan — bedeutender Mathematiker (1707—1783); 4. Erinnerungsbuch — französischer Revolutionär (1744—1793) — Friedenssymbol; 5. Flachland — Männername — Farbiger; 6. Metall — Lehrer Ludwig van Beethovens — Mustertruppe; 7. Pionierlager auf der Krim — Maurerwerkzeug — Gefäß; 8. historisches Bauwerk Moskaus — Hochsprungleiste — Stockwerk; 9. Vorname des Stachanowarbeiters Bykow — gegerbte Tierhaut — Vergeltung; 10. Tierunterkunft — Schlingpflanze — Hausvorbau; 11. Unpaarhufer der Tropen — Grasfläche — Fehllos; 12. Niederlage — Gewässer — Getreidepflanze; 13. dünn gewalztes Metall — Abendmahlsbrot (st = 1 Buchstabe) — französischer Karikaturist; 14. deutscher Schriftsteller und Freiheitskämpfer (1769—1820) — unbedingte Verläßlichkeit — Not, Bedrängnis; 15. große Ansiedlung — Geburtsstadt von Karl Marx — Literaturkritiker der DDR (1896—1954); 16. Fischfanggerät — Einbringen der Frucht — Schwiegersohn.

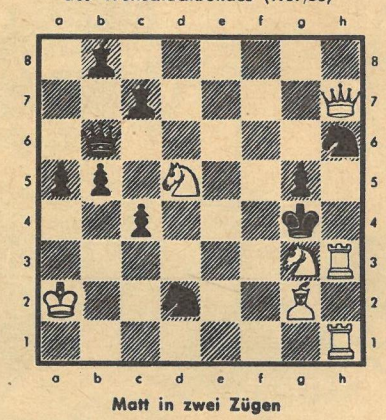
1	N			L			U			
2			H			E			F	
3	A			I			U			
4			U			A			B	
5	B			R			E			
6			E			F			T	
7	R			E			I			
8			M			T			G	
9	A			E			A			
10			L			N			E	
11	A			A			I			
12			O			C			S	
13	L			O			F			
14			D			U			N	
15	T			R			I			
16			S			T			A	

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 4. Frucht, 7. Lebewohl, Abschied, 10. tropisches Narzissengewächs, 11. Schneegipfel der Berner Alpen, 12. namhafter sozialistischer Schriftsteller, 15. Entfernung zwischen zwei senkrecht untereinander liegenden Punkten eines Schachtes, 16. Oper Ludwig van Beethovens, 19. romantische Oper von Carl-Maria von Weber, 20. Nebenfluß der Fulda, 21. Wurfspieß, 22. süddeutsch: Messe, Jahrmarkt, 24. Triumph über den Gegner, 26. Hebegerät, 27. in der Optik: Brennpunkt, 30. Schwein, 32. Aufzug, 34. appetitanregende Zubereitungen aus bitterschmeckenden Pflanzen, 35. Fluß in Nordspanien, 37. Brotschnitte, 39. südschweizerische Stadt, 43. Staat im Orient, 45. größter Fluß auf Sardinien, 47. Geldeinheit, 49. Düngesalz, 50. Stammform des Weizens, 51. großer Karpfenfisch im Donaugebiet, 52. Gleichwort für Tier, 54. griechischer Kriegsgott, 56. katholisches Gebet, 58. Bahnknotenpunkt bei Dortmund, 61. Gefängnis, 63. Abtragung des Erdreiches durch Witterungseinflüsse, 65. Staat im Himalaja, 66. Zugmaschine, 67. hebräischer Männername, 68. Jugendform mancher Tiere, 69. inneres Organ, 70. Schwermetall.

Senkrecht: Saiteninstrument, 2. Berghütte, 3. Getreideprodukt, 4. Dienstzimmer, 5. Küchengerät, 6. Sportboot, 7. Einspruchsformel römischer Volkstribunen, 8. norwegischer Hafen am Skagerrak, 9. Teil des Rheinischen Schiefergebirges, 13. Ziffer, 14. Fischereifahrzeug, 17. griechisch: Eigentümlichkeit, 18. deutsche Stadt mit bedeutender Blumen- und Samenzucht, 23. Dienstbekleidung, 25. insektenfressendes Säugetier, 26. Gefäß, 27. lateinisch: Schicksal, 28. Militärgebäude, 29. weibliches Säugetier, 31. zum Jagen verwendete Wurfkugel, 33. Singstimme, 36. Spaltgerät, 38. Öffnung im Schiffsdeck, 40. altes Gewicht, 41. griechische Göttin der Verblendung, 42. Ansehen, Glorienschein, 44. fortschrittlicher mexikanischer Maler, 46. Musikzeichen, 48. Wasserfall, 53. Geliebte des Leander, 55. sächsische Industriestadt, 56. Wertpapier, 57. berühmter italienischer Komponist (1813—1901), 59. Fluß und Stadt in der ČSR, 60. südamerikanisches Hochgebirge, 62. seelischer Schwung, 63. englische Schulstadt, 64. französischer Weltflughafen bei Paris.

H. L. Musante, Argentinien
1. Preis im Internationalen Turnier des Weltschachbundes (1957/58)



Matt in zwei Zügen

Gefährlicher Mongole

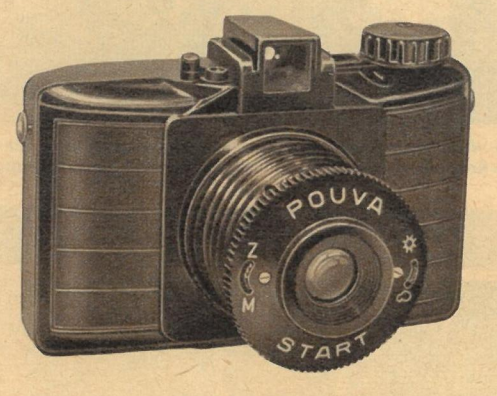
Der Holländer Jongsma will sich als Führer der weißen Steine gegenüber Tumurbator, Mongolei, bei den Studenten-Weltmeisterschaften 1958 in Warna, ein Zentrum aufbauen. Aber der Gegner zerstört nicht nur dies.

1. c4 Sf6 2. Sc3 d5 3. d4 c6 4. Sf3 d×c4 5. a4 Lf5 6. Se5 Sbd7 7. S×c4 Dc7 8. g3 Td8 9. Lf4 Dc8 10. Lg2 Sd5! 11. e4? S×f4 12. g×f4 Le6 13. Se3 Sc5! 14. Ta3 Lh3 15. Lf3 e5! 16. f×e5 Se6 17. Se2 (Im Interesse des Zentrums.) L×a3 18. b×a3 S×d4! 19. S×d4 c5 20. Sc4 c×d4 21. Sd6† T×d6 22. e×d6 Dc3† 23. Ke2 Le6! 24. Kf1 Lb3! 25. d7† Kd8 26. De1 D×f3 27. Da5† b6 28. De5 (Er will das Matt sehen.) D×h1† 29. Ke2 Dd1 Matt, es ist rein.

Lösungen zu Nummer 27

K. Junker (3er): Dr. H. Selb: „Blockbeugungsmeredith mit zugehörigem Probespiel (Seg1? S×d4!) und ideegemäßer Verführung (1. Kg6? c×d4 nebst Lb1!) in höchst subtiler Konstruktion. Je länger man dieses Problem betrachtet, um so erstaunter ist man darüber, wie gut die Wirkungskraft jedes einzelnen Steines ausgenützt wird, auch zur Abwehr von Nebenlösungen." 1. Ke8! (dr. Tc1†) c×d4 2. Seg1! 1. d5? Le5!

H. Vetter (3er): Der doppelseitige Plan 1. Dd5† 2. Sc8 matt und 1. Dd5† 2. Sg8 matt scheitert, weil die Felder c7 und g6 nicht gedeckt sind. Durch die Drohung 1. Ke2 2. f4† 3. Sc8 matt wird sogar eine dreifache Blockierung erreicht: 1. . . . Sc7 (droht Se6!) 2. Df5†. 1. . . . h×g6 (droht g5!) 2. Dd5†. 1. . . . Sc5 2. f4†. Auf 1. . . Kd6 folgt 2. Sc8† Kc5 3. Df5 matt. Die Königszüge nach g3, g4 und g2 scheitern an h5/h4 bzw. Sc4. Der Richter spendet der Aufgabe das zitierte Lob, äußert sich aber nicht, welche Gründe einer Höherplazierung im Wege standen.



Pouva – Start

die Kamera der Millionen

DM 16,50
Bildgröße
6 x 6 cm

Es gibt keine Kamera weithin, die im Verhältnis zu ihrem Preis bei ihrer Gediegenheit so hervorragendes leistet wie die „POUVA-START".

Sie vereint in sich die Erfahrungen einer 100jährigen Fototechnik und brachte ein modernes System zur Reife, welches durch unfehlbare Handhabung beste Bilderfolge auch für jeden Neuling schon beim allerersten Film gewährleistet. Die Presse sprach von einem Fotowunder aus Freital.

Durch die neu hinzugekommene Verschluß-Synchronisation für Blitzlampen wurde die „POUVA-START" zur vollwertigen Kamera für den Amateurreporter und meistert bei ungünstigen Lichtverhältnissen schnellste Bewegungsvorgänge. Elegant hängt sie schußfertig um, gleich ob mit oder ohne Bereitschaftstasche.

Rund 500 Stück verlassen täglich jahraus, jahrein den Betrieb und rufen immer erneute Begeisterung der „POUVA-START"-Freunde hervor, die vielseitig durch Einsenden ihrer Bilderfolge an das Werk Ausdruck ihrer Freude, ja des Dankes bekunden.

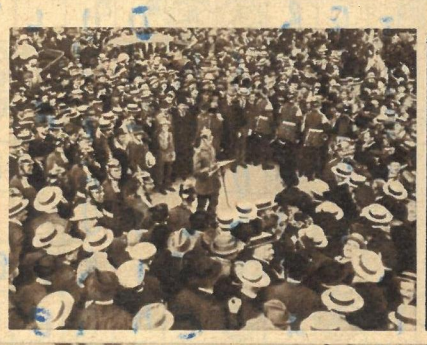
Seit es die „POUVA-START" gibt, heißt es: „Fotografieren gehört zum Leben!"

Niemand wird künftighin in der Familie, im Urlaub und bei sportlichen Geschehnissen die „POUVA-START" missen wollen.

„POUVA-START-KAMERA"
6 × 6 cm, 12 Bilder auf Rollfilm 6 × 9 cm

Konstrukteur und Hersteller: KARL POUVA · FREITAL/SA.

Sturm auf Krieg und



Trauer-Anzeige.

Allen Verwandten und Bekannten die wirklich schmerzliche Nachricht, daß heute früh 7 Uhr unser lieber unvergeßlicher

Laib Brot

im Alter von kaum 3 Tagen infolge Aufzehrung den Weg alles irdischen gegangen ist.

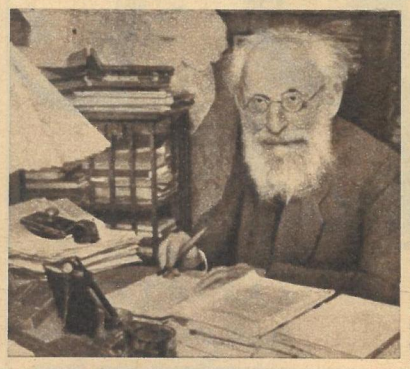
Wer die Vorzüglichkeit des Dahingeschiedenen kannte, wird unseren Schmerz zu würdigen wissen.

Von Beileidsbesuchen wolle man Abstand nehmen, dagegen bitten um Brotmarken die Hinterbliebenen:

Magerstadt, 20. Okt. 1918.

Hans Mehlnot als Vater,
Anna Mehlnot geb. Hunger, verw. Kohlsaupf,
Fritz Schmalhans, Schwiegersohn
Karl Wenigfleisch, „
Berta Ohnefett, Nichte.

Das erste Hoch auf die Republik war nicht nur Ausdruck der Freude über den Sturz der kriegswütigen Monarchie. Hunger und Tod, die seit August 1914 wüteten, sollten beseitigt sein. Aber die Massen waren sich im unklaren über den Weg; es bestand auch noch keine revolutionäre Partei, die weiterführte. (Oben rechts: „Verkündigung des Kriegszustandes" und eine illegale Feldpostkarte der Kriegsgegner)



Verräter am Werke brachten das Volk um den Sieg. Hatte in den neunziger Jahren Eduard Bernstein (unten links) Karl Marx zu revidieren versucht („Die Bewegung ist alles, das Ziel nichts"), so hinderten die Revisionisten von 1918, die dem Kaiser seit 1914 die Kriegskredite bewilligt hatten, die Massen an der Vollendung der Revolution. Mit den Tanks der Generäle (unser Bild: Sturm auf den Berliner Bülowplatz) vernichteten sie die Zeitungsbarrikaden der tapferen Spartakuskämpfer, sie retteten die Macht der Junker von Schlot und Kraut (Foto Mitte: Der nunmehrige Reichspräsident grüßt „leutselig"). Den Kaiser konnten sie nicht mehr vor dem Sturz retten, aber sie sorgten dafür, daß „die Generäle blieben". So legten sie den Keim zu dem späteren Sieg Hitlers über die Republik. (Links oben: Landsberg, Scheidemann, Noske, Ebert, Wissell)

Kronen

Vor 40 Jahren fegten Novemberstürme Krieg und Kronen wie vergilbte Blätter vor sich her. Das im ersten Weltkrieg ausgeblutete deutsche Volk erhob sich. Die Munitionsarbeiterstreiks im Frühjahr des Jahres 1918 waren das Wetterleuchten dieser demokratischen Revolution gewesen, denn das Bürgertum hatte keine moralische Kraft mehr zu handeln; allzusehr versippt war es mit den feudalen Herren und der Monarchie. Im November drehten auch die Soldaten, deren revolutionärer Vortrupp die Matrosen von Kiel waren, die Gewehre um. Sie wollten nicht mehr für Wilhelm und Hindenburg-Ludendorff sterben, sondern für Deutschland leben. Sie wollten Frieden und Brot. Aber eine Führung, die Ernst mit den Zielen der Massen machte, es auch ernst mit den Geboten der Stunde meinte, wurde erst im Feuer der Revolution geboren. Der Spartakusbund, unter Führung der tapferen Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht und Franz Mehring, die lange gezögert hatten mit der schmerzlichen, aber notwendigen klaren Trennung von den verräterischen rechtssozialdemokratischen Führern, schuf die Kommunistische Partei. Die Zeitungsballen jedoch, die den heldenhaften Kämpfern des Spartakus als Barrikaden dienen mußten, waren nicht stark genug, um sie vor den Panzerwagen und Handgranaten der verkappten Gegenrevolution zu schützen. Wieder fanden sich Verräter, an ihrer Spitze die rechten Sozialdemokraten Ebert, Scheidemann und Noske. Sie hatten Wilhelm II. die Kriegskredite bewilligt. Sie waren tief im revisionistischen Sumpf versunken, sie dienten den Herren der Kanonen als demokratisches Aushängeschild. Jetzt gebärdeten sie sich als „Führer der Revolution", um sie abzuwürgen. Sie retteten die wahren Beherrscher Deutschlands, die Junker von Schlot und Kraut.

Wohl wurden im Volkssturm des November, der — nach den Worten Walter Ulbrichts — „größten Bewegung des deutschen Volkes seit den Bauernkriegen", die Beendigung des Krieges, das gleiche Wahlrecht, die Republik, der Achtstundentag, die allgemeine Volksschule und andere wichtige Forderungen der Massen erobert, aber der Boden blieb den Junkern, die Fabriken blieben den Schlotbaronen, die Waffen lagen in den Händen der Feinde des Volkes. Es scheiterte das Hinüberwachsen dieser demokratischen Revolution in eine sozialistische, das nach dem heroischen und klugen Beispiel der Bolschewiki unter Lenin den reifsten und besten der deutschen Revolutionäre vorschwebte. Die Bolschewiki hatten die Massen nach der demokratischen Februarrevolution in Rußland, die gegen den Zaren und den Krieg gerichtet war, zur Großen Sozialistischen Oktoberrevolution der Sowjets im Jahre 1917 geführt.

Die Weiterführung der deutschen Revolution scheiterte; sie wurde erstickt im Blute der Spartakuskämpfer, im Blute Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts, deren großes Anliegen erst von Ernst Thälmann, Wilhelm Pieck, Walter Ulbricht, Otto Grotewohl und der aus dem Sieg über Hitler erwachsenen revolutionären Sozialistischen Einheitspartei wahrgenommen wurde, weil sie die Lehren aus dieser Novemberrevolution des Jahres 1918 zogen. Dem Verrat des November 1918 waren Hindenburg, Hitler und der zweite Weltkrieg mit seinen 50 Millionen Toten gefolgt. Aus diesen Erkenntnissen erwuchs die Deutsche Demokratische Republik, die vollendete und weiterführte, was der 9. November 1918 versprochen, aber nicht hatte halten können, weil Verräter am Werke waren.

Bruno Goldhammer

Helden hinter Zeitungsballen kämpften gegen Noskiden und Konterrevolutionäre für die Vollendung der demokratischen Revolution und für ihre Weiterführung zur sozialistischen. Aber erst mitten im Kampf wurde die Führung geschaffen, die treu den Lehren von Karl Marx und Friedrich Engels das Banner der Revolution dem Siege zuführen wollte, die Kommunistische Partei, der Spartakusbund (Bild oben: Arbeiterbewaffnung) Fotos ZB-Archiv

ZEIT IM BILD

△

DDR: Im Stadttheater Cottbus erlebte die Oper „Jan Suschka" von Bodo Krautz, Musik Dieter Nowka, ihre Uraufführung. Sie ist die erste Oper mit einem aus den revolutionären Traditionen der sorbischen Bevölkerung schöpfenden Stoff, geschaffen und mit Erfolg aufgeführt von deutschen Künstlern

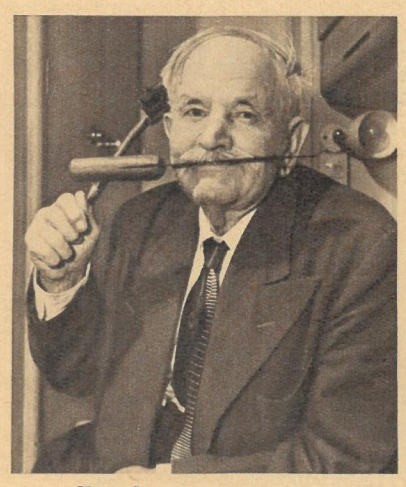
Fotos: Zentralbild (2), „Sowjetunion heute", PERI, Rajsky, Stopper, Steffen

Johannes R. Becher

Schwer und unersetzlich ist der Verlust, den die DDR mit dem Tode des großen Dichters und Schöpfers der Nationalhymne, dem Minister für Kultur, Dr. h. c. Johannes R. Becher, erlitten hat. Groß sind seine Verdienste um die Erneuerung Deutschlands im Geiste der echten revolutionären und demokratischen Traditionen. Groß ist aber auch sein dichterisches Lebenswerk, das immer lebendig bleiben und vom ganzen Volk als wertvolles Vermächtnis in Liebe und Verehrung weitergetragen werden wird, damit, wie es in der deutschen Nationalhymne heißt, „die Sonne schön wie nie über Deutschland scheint".

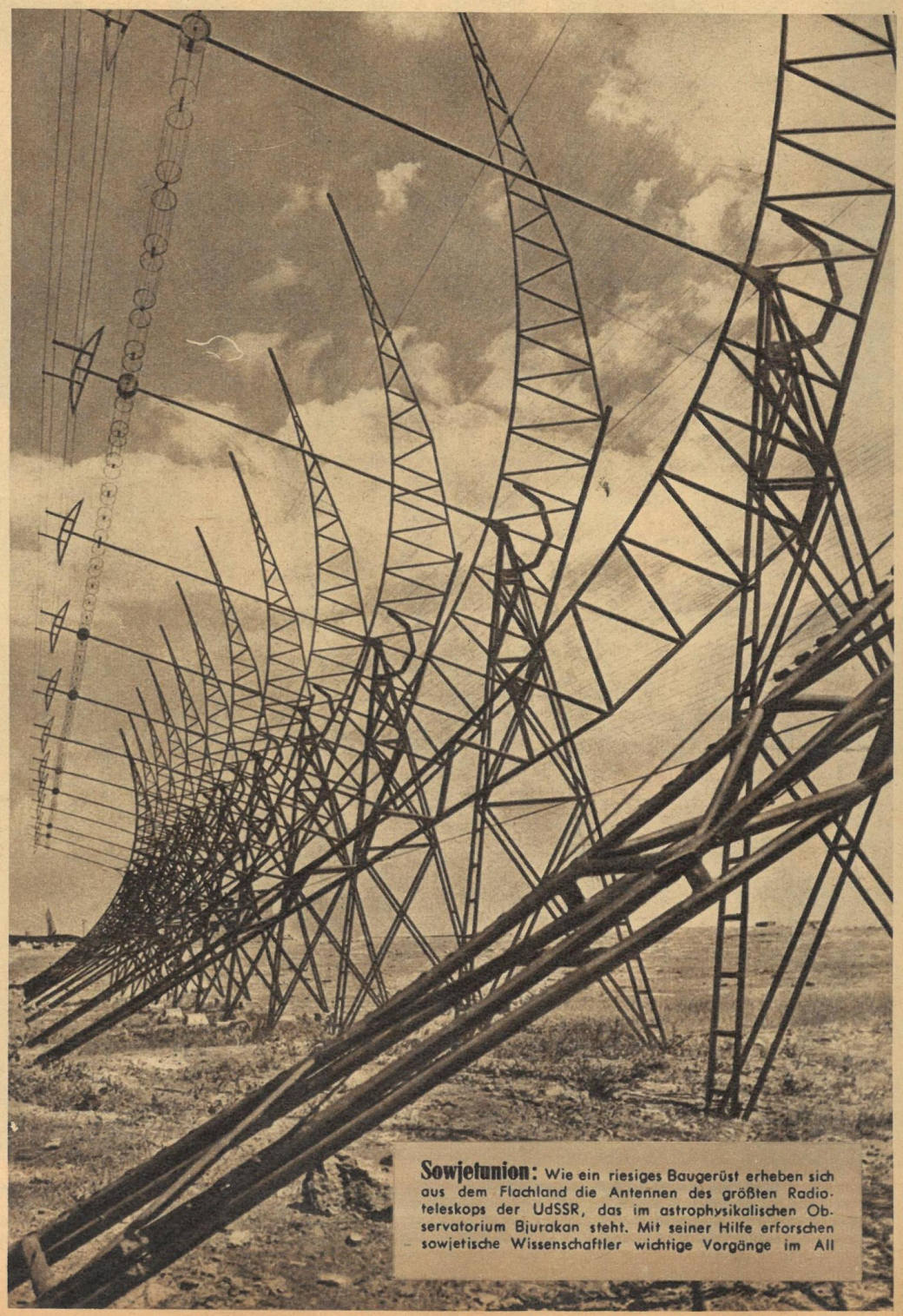
Polen: Im Eis und Schnee Spitzbergens arbeitet gegenwärtig eine Gruppe von polnischen Wissenschaftlern, um hier durch astronomische Messungen und Beobachtungen einen wichtigen Beitrag zu dem Internationalen Geophysikalischen Jahr zu leisten

Libanon: Um einen Vorwand zum weiteren Verbleib im Lande zu erhalten, sahen die amerikanischen Besatzer den Umtrieben bewaffneter faschistischer Banden der Kataib-Partei (Falange), einer Organisation von Chamoun-Anhängern, wohlwollend zu. Unter Druck ihres blutigen Terrors nahm Ministerpräsident Karami eine Neubildung des Kabinetts vor, dem nun nur vier Minister angehören. Drei davon sind Anhänger des berüchtigten ehemaligen Präsidenten Chamoun, einer von diesen sogar Führer der faschistischen Falange



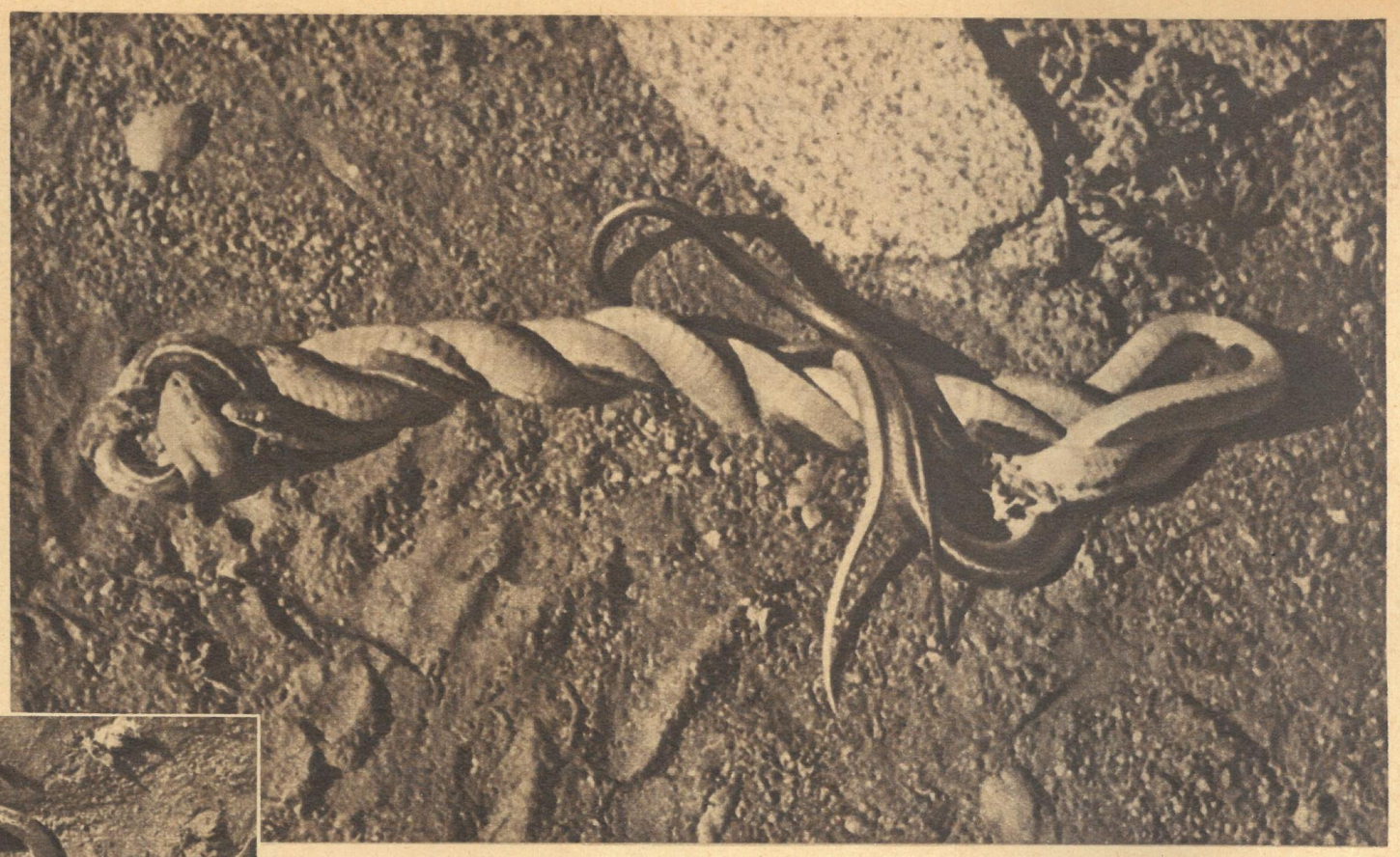
Kanada: Der 92 Jahre alte langjährige Gefährte Buffalo Bills, Robert Großöhmig, besuchte jetzt in Gasern bei Meißen seinen Bruder Max, der der LPG „Walter Ulbricht" in Jahna angehört. Hier zeigt er, wie sich der kleine Moritz einen Wildwestler vorstellt

Tschechoslowakei: In unserem Nachbarland ist ein neuer Mopedtyp in den Verkauf gekommen. „Stadion", wie man das Modell genannt hat, wiegt etwa 38 Kilogramm, also nur 18 Kilogramm mehr als ein Fahrrad mit voller Ausrüstung. Es hat einen Zweitaktmotor und wird von einem volkseigenen Betrieb in Rakovnik gebaut



Sowjetunion: Wie ein riesiges Baugerüst erheben sich aus dem Flachland die Antennen des größten Radioteleskops der UdSSR, das im astrophysikalischen Observatorium Bjurakan steht. Mit seiner Hilfe erforschen sowjetische Wissenschaftler wichtige Vorgänge im All

Würde man eine Umfrage halten, welches Tier bei den Menschen am wenigsten Sympathie genießt, dann stünde an der Spitze bestimmt die Schlange. Aber nicht nur unter den Menschen stoßen die Schlangen auf Antipathien, auch im Tierreich sind sie Einzelgänger, um die jedes andere Tier einen großen Bogen macht. Läßt sich eine Begegnung mit Schlangen aber nicht vermeiden, dann endet diese gewöhnlich mit einem Kampf auf Leben und Tod. Allerdings sind nur wenige Tiere den raschen, unverhofften Bewegungen und dem blitzschnellen Zugriff der Schlange gewachsen. Meistens ist solch ein Kampf in wenigen Sekunden entschieden, und nur selten gelingt es einem Fotografen, einige brauchbare Aufnahmen zu schießen.



Noch seltener als Fotos von Kämpfen zwischen Schlangen und anderen Tieren sind Aufnahmen von Kämpfen zwischen zwei Schlangen. Unsere beiden Bilder zeigen, wie sich auf dem Beutezug eine Zamenis-lateralis-Schlange und eine Pituophis-catenifer-Schlange begegnen. Der Futterneid jagt sie aufeinander los, und bald sind beide ein unentwirrbares Knäuel. Siegerin ist keine, denn diejenige, die überlegen bleibt, verschlingt ihre Artgenossin und stirbt an ihrer Gefräßigkeit, da ihr kleiner Magen die Beute nicht aufnimmt

Ringsum nur Feinde

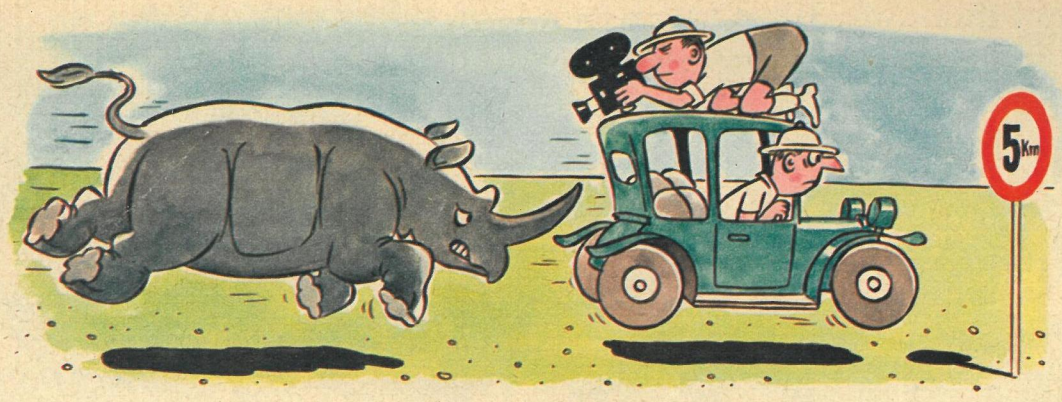
Der klassische Feind jeder Schlange ist der Mungo, dem Kippling mit seiner weltberühmten Erzählung: „Rikki Tikki Tawi" ein Denkmal setzte. Unsere Aufnahme von dem Kampf zwischen einem Mungo und einer Kobra könnte man sensationell nennen. Zumindest verrät sie die Geistesgegenwart des Fotografen, der den entscheidenden Augenblick des Ansprunges im Bild festgehalten hat. Ist es dem Mungo erst einmal gelungen, den Kopf der Schlange zu fassen, läßt er nicht mehr locker. Sie kann sich aufbäumen, drehen und winden wie sie will, eisern bohren sich seine Zähne in ihr Genick, bis es zerbricht und er, jeder Zoll ein Sieger, seine Beute davonschleppen kann

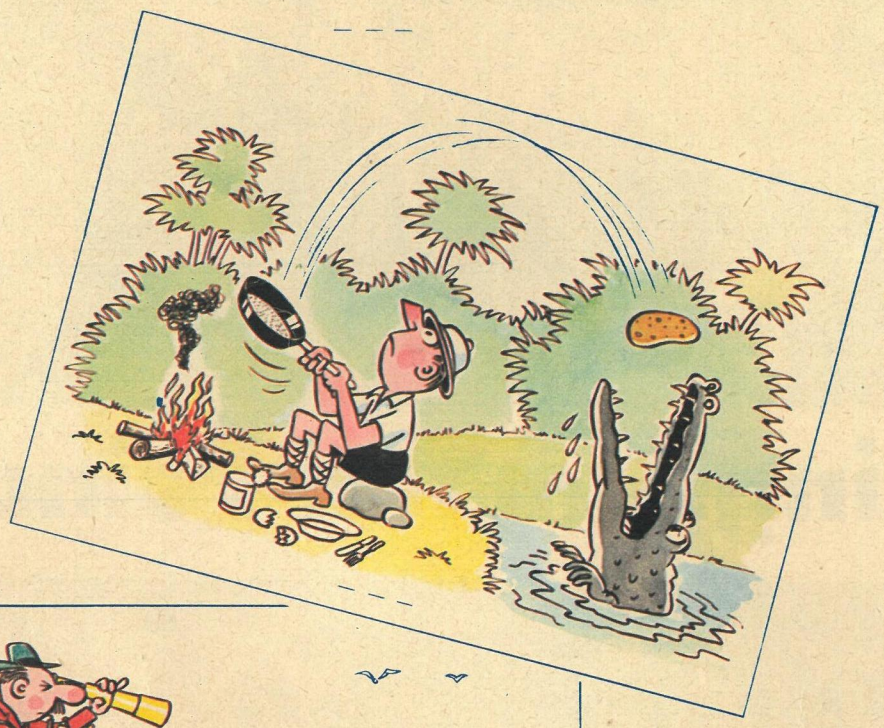
In unseren heimatlichen Wäldern ist es der Iltis, der sich nicht scheut, auch Schlangen gegenüberzutreten, wenngleich unsere Kreuzottern nicht gerade die größten Schlangen sind. Wie rasend schnell sich der Kampf zwischen beiden Tieren abspielt, zeigt das Foto, da die Schlange vorschnellt, um den ersten Angriff des Iltisses abzuwehren. Nicht einmal die laufende Filmkamera war imstande, dieser Bewegung zu folgen, und man sieht nur an dem schmerzhaft aufgerissenen Maul des Iltisses, daß die Kreuzotter zugebissen hat. Doch nun ist sein Kampfeifer erwacht; nicht lange dauert es, und die jungen Iltisse können sich um die Beute der Mutter raufen

Fotos ZB-Archiv / Text Rödel

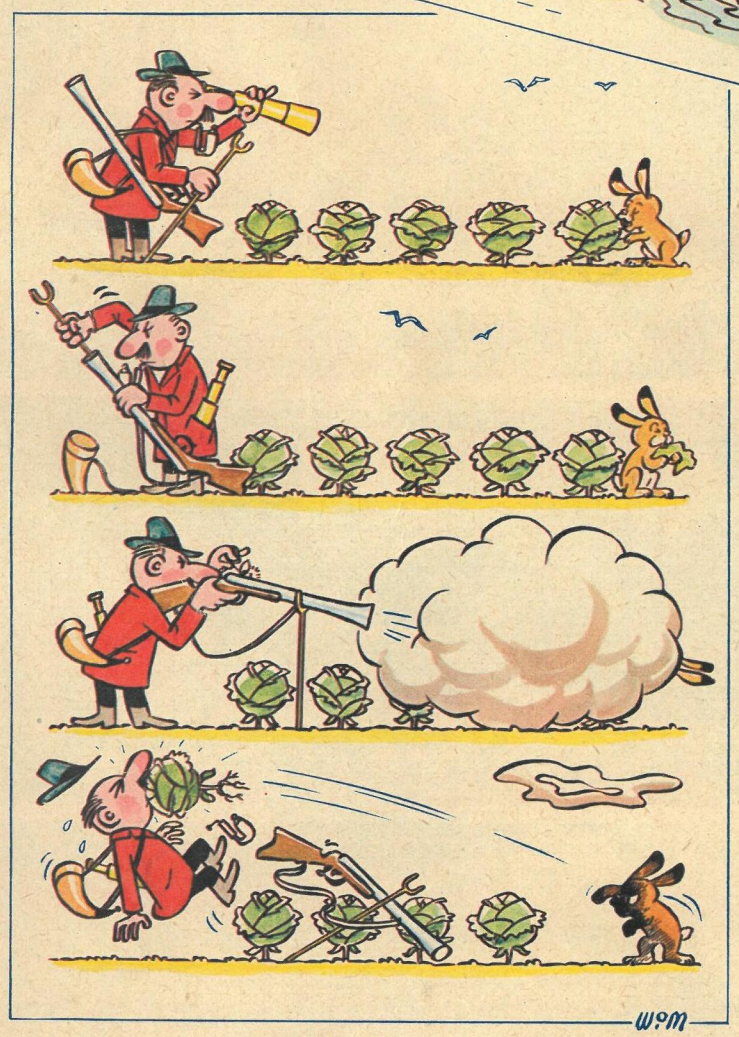
WILLY MOESES

Jäger-aufschnitt



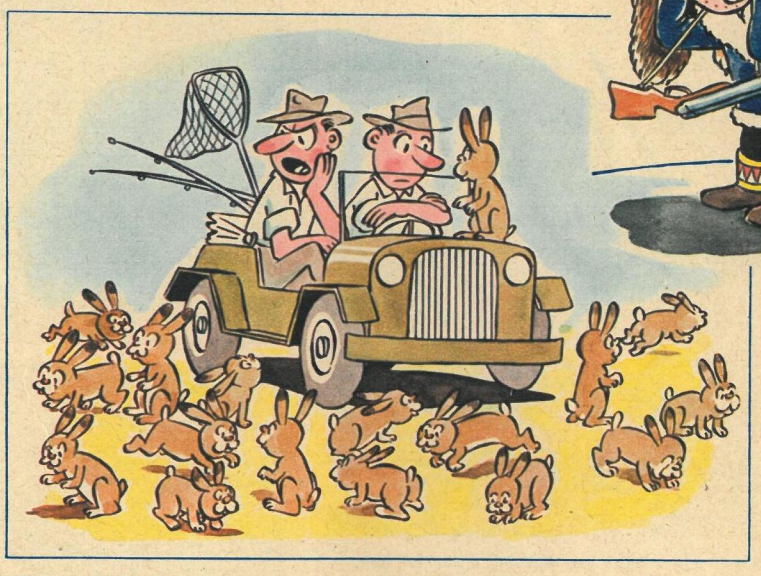


„Stell dir vor, der alte Mac Greenflash wollte mir weismachen, in dieser Gegend klettern die Elefanten auf den Bäumen herum . . .!"



Ohne Worte

„Fiffi! Wo steckst du?"



„Und ausgerechnet heute muß es uns einfallen, angeln zu gehen . . .!"

„Sieh mal, Harrison, was ich für einen mächtigen Burschen gefangen habe . . .!"

„Uaaah! Langweilige Geschichte! Weit und breit keine Tiger zu sehen!"